

Zeitschrift: Neujahrsblatt / Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

Herausgeber: Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

Band: 115 (1937)

Artikel: Desiderius Erasmus von Rotterdam

Autor: Rüegg, August

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1006945>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

77

DESIDERIUS
ERASMUS VON ROTTERDAM

VON
DR. AUGUST RÜEGG

115. NEUJAHRSBLETT

HERAUSGEGEBEN VON DER GESELLSCHAFT

ZUR BEFÖRDERUNG DES GUTEN

UND GEMEINNÜTZIGEN

1937



IN KOMMISSION BEI HELBING & LICHTENHAHN

BASEL

I[NHALTSVERZEICHNIS DER FRÜHEREN NEUJAHRSBÄTTER

Frühere Jahrgänge der Neujahrblätter sind, soweit sie noch vorhanden, zu beziehen bei
Helbing & Lichtenhahn, Buchhandlung, Freiestraße 40.

1. ERZÄHLUNGEN AUS DER BASLER GESCHICHTE IN ZWANGLOSER REIHENFOLGE

- *1. 1821. (Bernoulli, Dan.) Isaac Iselin.
- 2. 1822. (Burckhardt, Jac., Obersthelfer, später Antistes.) Der Auszug der Rauracher.
- *3. 1823. (Hanhart, Rudolf.) Basel wird eidgenössisch. 1501.
- *4. 1824. (Hagenbach, K. R.) Die Schlacht bei St. Jakob. 1444.
- *5. 1825. (Hagenbach, K. R.) Die Kirchenversammlung zu Basel. 1431–1448.
- *6. 1826. (Hagenbach, K. R.) Die Stiftung der Basler Hochschule. 1460.
- *7. 1827. (Hagenbach, K. R.) Erasmus von Rotterdam in Basel. 1516–1536.
- *8. 1828. (Hagenbach, K. R.) Scheik Ibrahim, Johann Ludwig Burckhardt aus Basel.
- *9. 1829. (Hagenbach, K. R.) Rudolf von Habsburg vor Basel. 1273.
- *10. 1830. (Hagenbach, K. R.) Bürgermeister Wettstein auf dem westphälischen Frieden.
- *11. 1831. (Hagenbach, K. R.) Das Jahr 1830, ein wichtiges Jahr zur Chronik Basels.
- *12. 1832. (Burckhardt, Abel, Obersthelfer.) Die Schlacht bei Dornach am 22. Juli des Jahres 1499.
- *13. 1835. (Burckhardt, Abel, Obersthelfer.) Landvogt Peter von Hagenbach.
- *14. 1836. (Burckhardt, Abel, Obersthelfer.) Das Leben Thomas Platters.
- 15. 1837. (Burckhardt, Abel, Obersthelfer.) Das große Sterben in den Jahren 1348 und 1349.
- *16. 1838. (Burckhardt, Abel, Obersthelfer.) Das Karthäuser-Kloster in Basel.
- 17. 1839. (Burckhardt, Abel, Obersthelfer.) Der Rappenkrieg im Jahre 1594.
- *18. 1840. (Burckhardt, Abel, Obersthelfer.) Die ersten Buchdrucker in Basel.
- *19. 1841. (Heusler, Abr.) Die Zeiten des großen Erdbebens.
- 20. 1842. (Burckhardt, Abel, Obersthelfer.) Hans Holbein der Jüngere von Basel.
- *21. 1843. (Wackernagel, W.) Das Siechenhaus zu St. Jakob.
- 22. 1844. (Reber, B.) Die Schlacht von St. Jakob an der Birs.

2. DIE GESCHICHTE BASELS VON DEN ÄLTESTEN ZEITEN BIS ZUR EINFÜHRUNG DER REFORMATION, IN ZUSAMMENHÄNGENDEN ERZÄHLUNGEN DARGESTELLT

- *23. 1845. (Fechter, D. A.) Die Rauraker und die Römer, Augusta Rauracorum und Basilea.
- *24. 1846. (Burckhardt, Jacob, Professor.) Die Alemannen und ihre Bekehrung zum Christentum.
- *25. 1847. (Streuber, W. Th.) Bischof Hatto, oder Basel unter der fränkischen Herrschaft.
- *26. 1848. (Burckhardt-Piguet, Theophil.) Das Königreich Burgund. 888–1032.
- *27. 1849. (Burckhardt-Piguet, Theophil.) Bürgermeister Wettstein auf dem westphälischen Frieden.
- *28. 1850. (Fechter, D. A.) Das Münster zu Basel.
- *29. 1851. (Fechter, D. A.) Bischof Burchard von Hasenburg und das Kloster St. Alban.
- *30. 1852. (Fechter, D. A.) Das alte Basel in seiner allmählichen Erweiterung bis 1356.
- 31. 1853. (Burckhardt-Piguet, Theophil.) Die Bischöfe Adelbero und Ortlieb von Froburg.
- *32. 1854. (Burckhardt, L. A.) Bischof Heinrich von Thun.
- 33. 1855. (Hagenbach, K. R.) Die Bettelorden in Basel.
- *34. 1856. (Burckhardt, L. A.) Die Zünfte und der rheinische Städtebund.
- *35. 1857. (Arnold, W., Professor.) Rudolf von Habsburg und die Basler.
- *36. 1858. (Wackernagel, W.) Ritter- und Dichterleben Basels im Mittelalter.



*Corporis effigiem si quis non uidit Erasmi,
Hanc scite ad uium picta tabella dabit.*

DESIDERIUS
ERASMUS VON ROTTERDAM

von
DR. AUGUST RÜEGG

115. NEUJAHRSBLETT

HERAUSGEGEBEN VON DER GESELLSCHAFT

ZUR BEFÖRDERUNG DES GUTEN

UND GEMEINNÜTZIGEN

1937



E 16 47

IN KOMMISSION BEI HELBING & LICHTENHAHN

BASEL

* 31.178

Katalog

DRUCK BENNO SCHWABE & CO · BASEL

ERASMUS' LEBENSGANG

Der Name des Erasmus, darüber besteht kein Zweifel, ist einer der größten in der Geschichte des europäischen Geisteslebens. Und wenn unsere Vaterstadt in der ganzen Welt unter historisch gebildeten Menschen einen Ruf hat, so verdankt sie ihn nächst dem Konzil und dem Maler Holbein dem Umstand, daß sie jahrelang Erasmus in ihren Mauern beherbergte.

Nun erwartet man von einer berühmten Persönlichkeit, daß die geistige Kraft, die von ihr ausgeht, nicht der Vergangenheit angehöre, sondern in ihrem Nachwirken die Zeiten überdaure. Seltsamerweise will aber heute niemand von einer solchen Wirkung des Erasmus etwas wissen. Man nimmt auch an, daß sich Bedeutung und Wirksamkeit solcher Persönlichkeiten deutlich umschreiben lasse, und daß eine solche Definition irgendwie monumentale Prägung habe. Auch hierin enttäuscht uns Erasmus. Nur soviel steht fest: Erasmus hat sich unter äußern und innern Schwierigkeiten in einer unruhigen Zeit als Einzelgänger nur durch die Kraft seiner erfrischenden Geistigkeit aus dem Nichts zu einer fast märchenhaft anmutenden Autorität im ganzen Abendland emporgeschwungen, zu einer Geltung, wie sie zu ihren Lebzeiten nicht einmal den größten Schöpfern im Reich der Literatur, einem Dante, Shakespeare oder Goethe beschieden war. Aber es ist ungeheuer schwer zu sagen, welcher besondere Fähigkeit, welcher Leistung seines Geistes er dies zu verdanken gehabt hat, worin das besondere Wesen und der Wert seiner Persönlichkeit bestand. Die Zahl derer, die heute noch seine Werke lesen oder sich bewußt von seinen Ideen leiten lassen, ist tatsächlich sehr gering. Seinem Wesen und seinem Wirken scheint jene Geschlossenheit zu fehlen, welche die Werke und die Persönlichkeiten erstklassiger Geister charakterisieren. Zu den großen schöpferischen Vollendern und Gestaltern der Literaturgeschichte gehört er sicher nicht. In weiten Kreisen gilt er heute als ein großer Büchergelehrter, ein Vielwisser, ein Vermittler von Wissen und Herausgeber von Büchern, als ein Epigone, dessen eigene Bedeutung hinter den Büchern der großen Vorgänger, die er bearbeitet hat, zurücktritt. Diese letztere, allgemein verbreitete Auffassung ist falsch. Wir werden im folgenden zeigen, daß Erasmus nicht nur ein großer Gelehrter, sondern ein ganz großer Anreger war, eines jener Genies, die am Anfange neuer Geistesbewegungen stehen, und die durch ihre Kraft und Kühnheit und in direkter Verbindung mit den Urquellen aller Geistigkeit ganze Epochen neu beleben und ihnen ihren Stempel aufdrücken.

Die Erscheinung des Erasmus als einer der größten Figuren des Humanismus um 1500 ist zugleich eine der hervorragendsten unter den vielen, erst neuerdings beobachteten und ins rechte Licht gerückten historischen Tatsachen, aus denen hervorgeht, daß die Renaissance nicht einseitig und überall eine Bewegung von der Gottheit weg zu selbstbewußter, rein menschlicher Einstellung gewesen ist, eine einseitige Loslösung des Ver-

standes vom Glauben und der heiligen Scheu. Bei der Renaissance, besonders nördlich der Alpen, handelt es sich um eine Neubelebung aller vitalen Kräfte des Menschen, nicht nur der animalischen, sondern auch der seelischen Energien des religiösen Fühlens und Erkennens. Neben den trotzigen Rebellen und selbstgerechten Übermenschen finden wir tief-fromme Naturen von nicht geringerem Format.

Wenn nun schon in betreff des Namens und der Geltung des Erasmus ein gewisses Mißverhältnis oder Mißverständnis zu walten scheint, so vertieft sich dieses zur Schicksalsironie, wenn wir uns der Betrachtung seiner Geburt und Jugend, das heißt, seines geschichtlichen Eintritts in die Welt des Spätmittelalters zuwenden.

Es gibt große Menschen, auf die die Welt mit Ungeduld zu warten scheint. Wenn sie das Licht des Lebens erblicken, hält die Natur, wie man zu sagen pflegt, den Atem an. Und wenn sie ihre ersten Schritte tun, «horcht alles auf». «Alles ist für sie bereit.» Die Tore stehen ihnen offen. Sie durchlaufen ihren stolzen Weg mit einer Selbstverständlichkeit, «wie wenn es so sein müßte und nicht anders sein könnte», «wie wenn es in den Sternen geschrieben stünde». Als Eroberer und Halbgötter werden sie von allen denjenigen begrüßt und umschwärmt, die aus dem Dienste an einem solchen Titanen Glück und Glanz für ihr eigenes Leben ableiten möchten. Und es gibt andere Menschen, die gleichsam durch ein Hintertürchen in die Welt kommen; sie hätten nicht kommen sollen und kommen doch, und wie sie da sind, sucht man ihr Dasein gleichsam zu verbergen und zu verwischen, man schämt sich ihrer und verleugnet sie. Sie selbst fühlen sich als Unerwünschte gehemmt. Bald entschuldigen sie sich, daß sie so dreist sind dazusein, bald rächen sie sich durch Trotz und Spott für ihre Demütigung, und dabei sind sie im Besitz außerordentlicher Fähigkeiten und haben ein moralisches Anrecht auf hohe Anerkennung.

Zu dieser zweiten Klasse gehört Erasmus. Er war im gewissen Sinne ein geborener Rebell, dazu geboren, die Menschen aus der hohen Konventionalität eines überlebten Systems herauszuschütteln und sie zu ermahnen, sich auf die tiefen Grundlagen ihres Daseins zu besinnen. Das Wunderbare und Verdienstliche an ihm ist, daß er sein angeborenes Rebellentum so mild ausgeübt oder vielmehr sublimiert und vergeistigt hat, und daß er trotz der widerwärtigen Umstände seiner Geburt und ersten Jugend sich zu einer vorbildlichen christlichen Frömmigkeit und Gottergebenheit durchgerungen hat.

Erasmus erblickte das Licht der Welt in Rotterdam am 28. Oktober des Jahres 1469 als illegitimes Kind eines Klerikers. Schon in seiner frühesten Jugend verlor er seine Eltern. Die Vormünder bestimmten den verwaisten Knaben für die kirchliche Laufbahn. So kam es, daß Erasmus später (1487) in das reguläre Augustinerchorherrenstift von Steyn bei Gouda eintrat. Anno 1492 erhielt er die Priesterweihe. Aber schon ein Jahr später verließ er das Kloster und trat als lateinischer Sekretär in den Dienst des Bischofs von Cambrai. Von dem Augenblick an war sein ganzes Leben ein an Entbehrungen, Mühen und Enttäuschungen reiches Nomadisieren. Er hatte nie einen festen Wohnsitz. Nirgends hielt er es länger als höchstens einige Jahre aus. Zuerst war er in den Niederlanden (bis 1494), dann in Frankreich (besonders in Paris, 1495–1499), dann in England (von Mai 1499 bis zum Januar 1500), dann wieder in Paris (von 1500–1505, mit einem Unterbruch von zwei Jahren, 1502–1504, die er

in Löwen verbrachte), von 1505 bis zum Juni 1506 wieder in England, dann in Italien (1506 in Bologna, 1508 in Venedig, in Padua und Rom bis 1509), von 1509 bis zum Juli 1514 zum dritten Mal in England, vom August 1514 bis zum Mai 1516 in der Schweiz (Basel); von 1516–1521 lebte er hauptsächlich in den Niederlanden, besuchte aber vorübergehend Basel (einige Monate des Jahres 1518) und Deutschland (im Jahre 1520). Vom November 1521 bis zum April 1529 wohnte er dauernd in Basel; vom April 1529 bis zum Juli 1535 in Deutschland (Freiburg). Den Tod fand er als Guest seines Druckers und Gönners Hieronymus Froben in Basel am 11. Juli des Jahres 1536 (also im Alter von rund 70 Jahren).

Es beruht ohne Zweifel zum guten Teil auf dem Makel der Geburt des Erasmus und den sich daraus ergebenden Folgen für seine Erziehung, daß er zunächst etwas wie ein «enfant terrible» und ein Sorgenkind für seine Kirche wurde, ein unruhiger, vor allem auf Freiheit und Unabhängigkeit erpichter Geist, der Kritiker der bestehenden und der Herold einer neuen Ordnung.

Biographen großer Männer haben das schöne Vorrecht, schon die Geburt ihrer Helden mit Glorienschein und bedeutsamen Vorzeichen festlich zu schmücken. Der Biograph des Erasmus befindet sich nicht in dieser glücklichen Lage. So peinlich es ihm sein mag, muß er gleich zu Beginn auf die unerfreulichen Umstände der Geburt seines Helden ausführlicher zu sprechen kommen. Er tut es nicht aus Skandalsucht, denn er möchte seinem unglücklichen Helden den unverdienten Skandal gerne ersparen, aber wegen der hohen Bedeutung, die diese Umstände für die Erklärung des späteren Lebens und des Charakters des Erasmus haben. Es ist in der Tat so: ein großer Teil der Kräfte, die dem Lebenswerk des Erasmus die besondere Richtung und seinem persönlichen Charakter die bestimmte Prägung gaben, waren die Folge dieser Umstände der Geburt und lassen sich nur verstehen, wenn man diese kennt. Mit dieser Geburt verhält es sich nämlich nach dem vielleicht etwas zurechtgelegten eigenen Bericht des Erasmus so:

Seine Mutter Margarete war die Tochter eines Arztes, namens Peter, aus Zevenbergen. Sein Vater war Gerhard, der zweitjüngste Sproß einer kinderreichen Familie Rotterdams. Die beiden hatten sich trotz dem Widerstand von Gerhards Eltern und seinen zehn verheirateten Brüdern, die den Jungen aus allerlei nicht rein religiösen Gründen in die geistliche Laufbahn zwingen wollten, heimlich verlobt und wollten sich heiraten. Als Gerhard aber sah, daß alle seine Vorstellungen an dem einstimmigen Nein der Familie abprallten und er allein im Augenblick die Verehelichung nicht durchsetzen konnte, verließ er die Heimat und suchte sein Glück in der Fremde. Seine Braut blieb in Erwartung eines Kindes zurück. Als das Kind zur Welt kam, erhielt es den Namen Erasmus und wurde nach seiner Geburt zuerst bei der Großmutter erzogen. Unterdessen hatte sich Gerhard nach Rom durchgeschlagen und fand dort ein Auskommen mit dem Abschreiben von Büchern. Er hatte damit Erfolg. Nebenbei genoß er seine Jugend, widmete sich aber auch ernsthaften Studien. Im Griechischen und Lateinischen erwarb er sich gute Kenntnisse. Auch in die Rechtswissenschaft ließ er sich einführen. Rom war damals reich an bedeutenden Gelehrten. Von den klassischen Autoren verschaffte er sich im Laufe der Jahre für seinen Gebrauch eigenhändige Abschriften.

Als seine Eltern erfuhren, wo er sich aufhielt, ließen sie ihm in tückischer Berechnung die falsche Nachricht zukommen, seine Braut sei gestorben. Der Schlag traf Gerhard schwer. In tiefer Zerknirschung legte er die priesterlichen Gelübde ab und wandte sich ganz dem geistlichen Leben zu. Bei seiner Heimkehr stellte sich dann heraus, daß er das Opfer eines «frommen» Betruges geworden war. Aber seine Braut war nicht willens, einem Priester die Hand zu reichen, und er fügte sich in das Geschehene. Dem Sohn gab er eine gute Erziehung. Mit vier Jahren schon bekam Erasmus Unterricht, machte aber anfangs bei den reizlosen Methoden, die seine Lehrer anwandten, und die seinem ausgeprägten Geschmack so gar nicht zusagten, wenig Fortschritte. Als er neun Jahre alt war, schickte ihn der Vater in die berühmte Schule von Deventer und, da er wegen seiner großen Jugend noch der Obhut und Pflege bedurfte, begleitete ihn seine Mutter dorthin. Aber auch die neue Schule befriedigte den kritischen Jungen nicht recht. Er nannte sie später barbarisch. Man deklinierte «Pater Meus» und übte die Konjugationen. Nur zwei seiner Lehrer vermittelten ihm Ahnungen von der Schönheit und Größe der klassischen Literatur.

So gelangte er bis zur dritten Klasse. Im dreizehnten Altersjahr starb ihm die Mutter an der Pest. Als die Seuche weiter um sich griff und schon fast das ganze Haus, in dem er mit seinen Schulkameraden wohnte, ausgestorben war, wanderte er in die Heimat zurück. Der Vater überlebte den Tod der Mutter seines Kindes nicht lang. Nach seinem Hinschied fiel die Sorge für den Knaben drei Vormündern, Freunden des Vaters zu. Erasmus war damals schon reif für das Studium an der Universität. Aber sie zogen vor, ihn nach Herzogenbusch ins Haus der Brüder vom Gemeinsamen Leben zu schicken, weil sie ihn für den geistlichen Beruf bestimmt hatten und den Aufenthalt an einer Universität zu diesem Zweck nicht für geeignet erachteten. Dort verbrachte Erasmus drei Jahre. Der Leiter der Anstalt gewann den begabten Jüngling lieb und suchte ihn ganz für seine Bruderschaft zu gewinnen. Der Knabe wollte sich aber nicht binden und entschuldigte sich mit seiner Jugend und Unerfahrenheit. Als auch hier die Pest ausbrach und er sich ein hartnäckiges Wechselfieber zuzog, kehrte er zu den Vormündern zurück. Schon damals verfügte er über eine an guten Autoren geschulte lateinische Schreibweise. Man begann ihm nun offen von dem Eintritt in ein Kloster zu sprechen. Durch die lange Krankheit geschwächt, war der Junge frommen Zukunftsplänen nicht abgeneigt; aber der Gedanke an die dauernde Abschließung von der Welt schreckte ihn ab. Man gab ihm Bedenkzeit. Nicht nur die Vormünder, sondern auch andere Leute, hinter die sie die Sache steckten, redeten mit Lockungen und Drohungen auf ihn ein. Je mehr man ihm zusetzte, um so unheimlicher wurde ihm die Geschichte und um so mehr verlegte er sich aufs Hinauszögern. Als er aber gelegentlich einmal das Augustinerstift Steyn bei Gouda besuchte, traf er dort einen alten Schulfreund, einen Zimmergenossen aus der Deventerzeit. Der war in Italien gewesen, hatte dort aber nicht viel gelernt und malte nun (er war selbst erst Novize) seinem Freunde im eignen Interesse mit beredten Worten ein verlockendes Bild von der Herrlichkeit des Klosterlebens, indem er ihm die große Bibliothek, die Möglichkeit, sich nach Herzenslust den Studien hinzugeben, die ungestörte Ruhe und die engelhafte Eintracht der Brüder schilderte. Diese idealen Vorstellungen, die Freundschaft seines früheren Kameraden, die Schwächung seiner

Widerstandskraft infolge der Krankheit und das Zureden noch anderer bewogen ihn endlich zum Entschluß, in Steyn einzutreten. Am Anfang hatte er keinen Grund, seinen Entschluß zu bereuen. Aber trotz seiner Jugend spürte er bald, daß die Frömmigkeit der Klosterinsassen eher äußerlich war. Andererseits gelang es ihm jedoch, den ganzen Konvent für seine geliebten humanistischen Studien zu begeistern. Vor der Profess hatte er noch eine letzte Gelegenheit, sich den Schritt, den er tat, zu überlegen. Scham, drohende Vorhaltungen und drückende Notwendigkeit bewogen ihn schließlich zur Ablegung der Gelübde. Aber er hielt es, wie zu erwarten war, nicht lange hinter den Klostermauern aus. Bei irgend einem Anlaß wurde der Bischof von Cambrai, Heinrich von Bergen, auf ihn aufmerksam, oder Erasmus wußte dessen Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Durch seine Vermittlung bekam er vom Bischof von Utrecht und von seinen Ordensbrüdern die Erlaubnis, ans bischöfliche Palais von Cambrai überzusiedeln. Von Cambrai gelang es ihm dann bald darauf, die Bewilligung zu weiteren Studien in Paris zu bekommen. Dort bezog er das Collège Montaigu und machte mit dem Konviktsleben Erfahrungen, die alles in den Schatten stellten, was er bisher von dessen Nachteilen erlebt hatte.

Unter dem Vorwand religiöser Selbstverleugnung und Abtötung des Fleisches wurde den Studenten ein so hartes Lager, ein so spärliches und schlechtes Essen, so viele Nachtwachen und so mühsame Arbeiten zugemutet, und sie wurden mit Rutenschlägen so hart bestraft, daß eine große Zahl der jungen Leute erkrankten und zum Teil fürs ganze Leben in ihrer Gesundheit geschwächt blieben oder an ihrer Seele Schaden nahmen. Erasmus erinnert sich noch in seinem reifen Alter, daß in einigen Schlafräumen die Gipsverkleidung von der Decke fiel, daß der üble Geruch der anstoßenden Aborte selbst das Schlafen verekelte und daß er, von zudringlichen Läusen geplagt, eigentliche Marterqualen ausstand. Dem schlechten Essen (namentlich faulen Eiern und saurem Wein) und den ungesunden Schlafräumen schreibt es Erasmus zu, daß auch er schwer erkrankte. Er war also vom Regen in die Traufe gekommen. Um seine Gesundheit wieder zu gewinnen, kehrte er nach Cambrai zurück und genas dort in der Tat. Später begab er sich zwar noch einmal nach Paris; aber das Endresultat seiner wiederholten theologischen Bemühungen war, daß er das Studium der scholastischen Philosophie aufgab. Seine Begabung und seine Liebe gehörte den «Literae humaniores», der «schönen Literatur». Die Scholastik und noch mehr die Art, wie man sie damals lehrte und betrieb, sagte ihm nicht zu. Gegen dieses herrschende Lehrsystem anzurennen, schien ihm auch nicht seine Sache zu sein; er hätte sich nur unmöglich gemacht und riskierte als Häretiker gebrandmarkt zu werden. Eine Zeitlang behielt er zwar noch das Mönchsgewand bei, aber während seines zweiten Aufenthalts in England erhielt er in Anerkennung besonderer Umstände von Rom die Absolution für die Übertretung der Ordensgebote und die Erlaubnis, auch künftig außerhalb des Klosters zu leben und sich wie die weltlichen Priester zu tragen.

Dies ist die Leidengeschichte der mönchischen Berufswahl des Erasmus, deren Kenntnis unumgänglich ist, wenn man seinen Charakter und seine literarische Produktion im letzten Kern verstehen und ihnen gerecht werden will. In Erasmus haben nämlich diese peinlichen Kindheits- und Jugenderfahrungen einen sehr starken Eindruck hinterlassen;

er ist ihn in der Tat nie los geworden. Heute ist es Mode, in solchen Fällen von Komplexen zu sprechen. Ich halte es nicht für gerechtfertigt, den gelehrten Rotterdamer zum Gegenstand einer psychoanalytischen Untersuchung zu machen, denn sein Charakter und sein Werk zeigen nicht die geringsten Spuren einer krankhaften Störung seines seelischen Gleichgewichts. Sein klarer Verstand und sein resoluter Wille sind nie von Trieben und Mächten der dunklen Regionen des Seelenlebens überrannt worden. Er zeigte sich während seines ganzen Lebens maßvoll und allseitig, wohl ausgeglichen, frei von jedem Fanatismus und jeder Gefühlsbesessenheit. Aber unverkennbar ist, daß die Umstände seiner Geburt, die Nötigung zum mönchischen Beruf, die Strenge und Enge des klösterlichen Lebens und die Strapazen des theologischen Studiums im Collège Montaigu in ihm eine ausgeprägte Abneigung gegen das Mönchsleben, das Klosterwesen und die Schulphilosophie, gegen alle Tyrannisierung des Lebens durch pedantische und konventionelle Regeln hinterlassen hat. Es ist auch klar, daß sein Streben nach Befreiung des religiösen Lebens von Pedanterie und Pharisäertum und sein Verlangen nach einer elastischeren, sinnvolleren und naturgemäßen Handhabung der kirchlichen Gesetze auf diese Jugenderlebnisse zurückzuführen sind. Auf solche Weise, das heißt, auf Grund eigener Erfahrungen ist Erasmus zum Kritiker des Mönchstums, des klösterlichen Lebens und einer Reihe von vexatorischen Formen und Bräuchen religiöser Frömmigkeit geworden. Und er versäumt namentlich im freien Gespräch mit Freunden und in den literarischen Niederschlägen dieser Gespräche (den «Colloquien», dem «Encomium», den «Epistulae») keine Gelegenheit, in Ernst und Spott diese Übelstände an den Pranger zu stellen. Man merkt es diesen Stellen an, daß seine Erlebnisse noch in ihnen nachzittern.

Wenn es mit richtigen Dingen zugegangen wäre, so wäre Erasmus nie in ein Kloster eingetreten. Sicher hatte er nicht die innere Berufung zum Klosterleben: eine Natur wie die seine, so nervös und spontan, so eigenwillig und so subtil, so empfindlich und weltfroh, war nicht für ein peinliches, bis ins Einzelne geregeltes Gemeinschaftsleben geschaffen; es mußte zu Konflikten kommen. Das Gefühl des Widerstrebens seiner Seele gegenüber äußerem Zwang, materiellen Nöten und gegenüber dem Druck einer Mehrheit von andern, denen er intellektuell weit überlegen war, deren Urteil und Gutfinden aber sein eigenes Tun und Lassen bis ins Kleinsten beherrschte, machten ihn zum Satiriker, Kritiker und zum Vorkämpfer der geistigen Freiheit. Auf der andern Seite wäre es allerdings zu bedauern, wenn Erasmus nicht Theologe geworden wäre, denn er ist tatsächlich ein frommer und fleißiger Diener der Kirche geworden, er hat der Theologie große Dienste geleistet, er hat dem Klerus und dem Volk der Christen den Weg der Rückkehr zu echter, christlicher Frömmigkeit gewiesen. Gerade weil er die religiösen Dinge weniger vom Standpunkt des Klerikers, des Berufsmannes, des «Zünftigen» und mehr vom allgemein menschlichen des Humanisten betrachtete, wurde er zu einem Erneuerer und Neubegründer der Religion. Karriere konnte er so bei dem herrschenden System freilich nicht machen, aber das begehrte er ja auch nicht, und das war ja auch nicht so wichtig.

ERASMUS' PERSÖNLICHKEIT: AUSSEHEN UND CHARAKTER

Erasmus erschien seinen Basler Freunden, die ihn auf der Höhe seines Lebens kannten, als ein Mann von mittlerer Körpergröße, von gedrungenem, aber doch irgendwie elegantem Wuchs. Der Ausdruck seines blassen, von hellblonden Haaren umrahmten Gesichtes und seiner blaugrauen Augen war heiter und freundlich. Seine Stimme klang fein; seine Rede zeichnete sich durch die Deutlichkeit seiner Aussprache aus. Seine äußern Umgangsformen waren von gewinnendem Liebreiz und machten zugleich einen edlen, würdevollen Eindruck. Sie verrieten den vollendeten Weltmann. Gleich mit den ersten Worten nahm er den Gebildeten, der sich mit ihm unterhielt, für sich ein. Seine Kollegen, die ihn nicht nur in geselligem Gespräch, sondern auch bei der Arbeit und im täglichen Verkehr aus der Nähe beobachteten, bewunderten an ihm vor allem die ungeheure Belesenheit und Gelehrtheit, sein virtuoses Sprachtalent, sein stupendes Gedächtnis, seine Gescheitheit im Urteilen, die Beweglichkeit seiner geistigen Interessen, die Munterkeit seines quecksilbernen Temperamentes, seinen Tatsachensinn, seinen dämonischen Fleiß und seine Leistungsfähigkeit. Aber sie schätzten nicht minder seine mehr menschlichen Eigenschaften, seine ungenierte Gradheit, seine treuherzige Offenheit, seinen gutmütigen Humor, seinen schlagfertigen, gelegentlich allerdings den Zynismus streifenden Witz, seine Freundestreue und seine Mildtätigkeit gegen Studenten und Arme. Es ist offenbar, daß der Zauber seiner Persönlichkeit recht eigentlich auf der innigen Verbindung seiner menschlichen Güte und Liebenswürdigkeit mit seiner scharfen Intelligenz beruhte. Diese Verbindung war in der Tat etwas Einzigartiges und Wunderbares. Sie war die Quelle seiner nie rastenden, stets im Fluge eilenden Arbeitsweise, sie war auch die Quelle seiner Neigung zu ironischer Betrachtung; seine Gescheitheit im Verein mit seiner Güte bewahrte ihn auch davor, ein Fanatiker und Eiferer zu werden. Er sah stets beide Seiten, das Licht und auch den Schatten, und konnte sich darum keiner Persönlichkeit und keiner organisierten Sache, keiner Partei und keinem Fürsten restlos hingeben.

Aus demselben Beweggrund ist seine Toleranz zu erklären, seine Abneigung gegen jede Pedanterie und Strenge in geistigen Dingen. Er wußte zu viel, verstand die Menschen zu gut und hatte in der Jugend zu sehr unter dem Druck bornierter Eiferer gelitten. Darum stand er stets, bei all seinem Bedürfnis, sich an die abstrakten Grundsätze eines festen Dogmas anzulehnen, in Einzelheiten und namentlich in praktischen Fragen für möglichste Freiheit, Nachsicht und Nachgiebigkeit ein. Er wußte aus Erfahrung, daß man mit Gewalt und Zwang vielleicht von Verbrechen abhalten, aber keinen Menschen zu wahrhaft guten Handlungen und namentlich nicht zu den höchsten Leistungen sittlichen Adels anspornen kann. Tugend und Frömmigkeit lassen sich nicht erzwingen. Sie sind Kinder der Freiheit, der freien Wahl und des freien Strebens nach höherer Vollkommenheit. Als guter Erzieher stellte darum Erasmus das Gute so reizvoll dar und lebte es so liebenswürdig vor, daß es ohne weiteres für sich warb und den aufwärtsstrebenden Naturen stärkeren Schwung verlieh. Auch gegenüber dem Schlechten griff er nie zur Gewalt oder zum Zwang, sondern zu Spott und Witz: er gab es der Lächerlichkeit preis. Auf derselben Verbindung

von Gescheitheit und Güte beruht auch die seltsame Mischung von kritischer, oft satirischer Verstandesschärfe in der realistischen Betrachtung der Welt und von kindlicher Frömmigkeit im idealen Streben seiner Seele. Sie machte letztlich das Geheimnis seines Erfolges aus. Es gab gewiß in seiner Zeit Menschen wie Loyola, die heiliger lebten als er. Es gab Menschen wie Calvin, die sich ein einziges großes Ziel setzten, es keinen Augenblick aus dem Auge verloren und es mit der Stetigkeit und Unbeirrbarkeit eines konsequenten Willens bis ins Letzte verwirklichten. Es gab Menschen, die sich wie Luther einem kühnen Unternehmen bedingungsloser und mit größerem Schwung hingaben und das Leben mit viel größerem, geradezu furchtbarem Ernst nahmen. Erasmus' Gestalt wirkt neben solchen Titanen eher schattenhaft und blutlos. Erasmus' Geist war etwas leichterer Art; wenn er es aber ernst nahm, so wirkten seine Talente in glücklicher Mischung und gegenseitiger Milderung harmonisch zusammen. So hat er sein seltes Sprachtalent und seine universale Gelehrsamkeit in den Dienst der neuen Erfindung des Buchdrucks gestellt und in geradezu übermenschlicher Ausnützung der technischen Möglichkeiten dieser neuen Erfindung durch die Verbreitung der Hauptdokumente des Christentums den andern großen Zeitgenossen erst die Grundlage zu ihrem Wirken geschaffen. Und in den Schriften, die eigentlich nur Erzeugnisse des Spieles sind, an dem sich sein Geist in den kurzen Pausen zwischen den mühsamen Stunden ernster Arbeit ergötzte, wirkt seine direkte, persönliche Beobachtung der Welt, ihrer Figuren und ihres Treibens, sein stark subjektives Urteil, sein lebhaftes Fühlen und Denken umso frischer und funkelder, packender und suggestiver, weil sie in das lateinische Gewand von Dialogen gekleidet sind. Sein humanistisches, altsprachliches Bücherwissen und gelehrtes Können kontrastiert reizvoll mit seiner Bodenständigkeit, seiner weltmännischen Modernität, seinem künstlerischen Blick und seiner Gestaltungskraft.

Noch einen stärkern Glanz empfangen alle diese Vorzüge durch den Gegensatz, der sie von der Hinfälligkeit seines Körpers abhebt. Er war von sehr delikater Konstitution. Wir würden heute vielleicht sagen, er bestand lediglich aus einem Bündel Nerven und einem noch größeren Bündel Krankheitsdispositionen. Nach unsren Begriffen ist es geradezu ein Wunder, daß er diesem schwachen Körper so viel Arbeit abzuringen vermochte, und daß er überhaupt so lange leistungsfähig blieb. Er selbst spricht gelegentlich von seinem zerbrechlichen Körperchen mit ähnlichen Worten wie eine Mutter von ihrem kleinen Kinde spricht, oder wie jener seltsame Kauz aus der Novelle des Cervantes, der Licenziat Vidriera, der die fixe Idee hatte, sein Körper sei gläsern, und den die Sorge um den zerbrechlichen Körper doch nicht abhielt, allen Menschen seiner Universitätsstadt witzige Antworten zu geben und eine Art Stadtörakel zu werden. Man hat ordentlich Mühe, die vielen Sorgen und Bresten des Erasmus aufzuzählen, ohne lächerlich zu wirken. Auf alle Fälle war er von besonderer Reizbarkeit gegenüber klimatischen Bedingungen, atmosphärischen Störungen und vielen Genußmitteln und hatte eine Neigung zu katarrhalischen und fiebrigen Erkrankungen. Sein Magen war sehr schwach. Er litt oft an Verdauungsbeschwerden. Gewisse Speisen ertrug er überhaupt nicht. Fischgerichte erregten ihm bei der bloßen Vorstellung Übelkeit: sie scheinen ihn an die grauenvolle Kost des Collège Montaigu erinnert zu haben. Seit seinem Aufenthalt in Venedig 1507 litt er öfters an Nieren- oder Blasenstein. Er schrieb

die ersten Anfälle dem Genuß sauren Weines zu, den er im Hause seines Gastgebers, des knickerigen Asulanus, bekam. Im Alter war er der Gicht unterworfen, die ihn wie der Nierenstein gelegentlich mit furchtbaren Schmerzen plagte.

Wer dies vernünftig berücksichtigt, wird niemals jene oberflächlichen Vorwürfe oder Urteile gutheißen können, die es dem Erasmus verübeln, daß er kein Hüne gewesen ist und in der Reformationszeit keine aktiveren und sichtbareren Rolle gespielt hat. Umso weniger, wenn er bedenkt, daß Erasmus in die Theologie und in die theologischen Streitigkeiten seinerzeit eigentlich wider Willen und nur so von der Seite hereingezogen worden ist. Sein Herz gehörte nicht der schulmäßigen Theologie und nicht dem Kirchenkampf, sondern dem Humanismus, den Büchern, dem Wissen, der schönen Literatur, den intellektuellen, ästhetischen, ethischen und religiösen Erziehungsideal, dem schönen Ziel, möglichst viele Menschen für die Formen einer feinern Geistigkeit, einer edlern Menschlichkeit, einer höhern religiösen Kultur zu gewinnen. Das war seine Angelegenheit, dafür war er begabt, da konnte er etwas leisten, nicht im Kampf für oder gegen Kaiser und Papst, Fürsten und Volksmassen, akademische und klösterliche Institutionen.

Trotzdem wäre es nicht richtig, dem großen Rotterdamer das Prädikat Theologe abzuerkennen.

Nur wenn unter «Theologie» im engen Sinn jene Gottesgelehrsamkeit zu verstehen ist, die sich in der Leidenschaft abstrakten Philosophierens, im Schärfen und Wetzen von technischen Begriffen, im Aufstellen von Formeln und Definitionen, d. h. im Juristischen, Logischen und Systematischen erschöpft, war Erasmus, so seltsam es für einen ausgesprochenen Verstandesmenschen klingt, kein Theologe, sondern eher ein «religiöser» Mensch, der sich im Gegensatz zur Schriftgelehrsamkeit und zur schulmäßigen Weisheitspflege die romantische Rückkehr zum Elementaren, zu den Quellen der Frömmigkeit zur Herzensangelegenheit machte. Das direkte Verhältnis des Einzelnen zu Gott und Gottes zur einzelnen Menschenseele, die kindliche Frömmigkeit dessen, der sich mit dem vertrauensvollen «Vater unser» zu seinem Gotte wendet und im Grunde damit auskommt, ist ihm wichtiger als die äußere Erscheinung der Kirche, der Lehre und der gottesdienstlichen Ordnung. Das ist, je nachdem man es betrachtet, ein Rückfall ins Primitive oder ein Wegräumen von wucherndem Gestrüpp und Gerank und ein Freilegen von lebenspendenden Quellen. In weiterem Sinn ist aber auch das Theologie.

Erasmus hügte sich aber auch in dieser Herzenssache vor Einseitigkeit: wenn er der Ansicht war, man müsse das eine tun, war er doch zugleich auch der Meinung, man müsse das andre nicht lassen.

DER HUMANISMUS DES ERASMUS

Der Humanismus war die große Leidenschaft, die die Jugend des Erasmus füllte; aber auch alles, was er als Erwachsener schuf, atmet humanistischen Geist und entstammt humanistischem Willen. Unter Humanismus verstand man damals die Gesamtheit der

wissenschaftlichen und literarischen Beschäftigungen, die das klassische Altertum zum Gegenstand des Studiums machten, und die neue geistige Bewegung, welche durch die Beschäftigung mit dem Altertum angeregt wurde. Man nannte diese Studien humanistisch, weil man fühlte und überzeugt war, daß sie die Menschen humaner, das heißt menschlicher, feiner, geistreicher und gesitteter machten, weil sie in der menschlichen Seele die besten menschlichen Eigenschaften zu entwickeln geeignet waren. Nun ist es zweckmäßig, einen südlichen, das heißt italienischen Humanismus und einen nördlichen, das heißt germanischen Humanismus zu unterscheiden. Beiden gemeinsam ist die Leidenschaft des Wissens, der Erweiterung und Vertiefung des Wissens. Der südliche Humanismus hat hauptsächlich ästhetische, künstlerische und literarische Interessen. Er hat es vor allem auf die Pflege der Form und der Schönheit abgesehen. Der nördliche Humanismus hat eher moralischen und religiösen Charakter. Seine Tendenzen sind vorab praktischer und pädagogischer Art. Von Erasmus nun läßt sich sagen, daß er ursprünglich von einem künstlerischen Humanismus ausgegangen ist und sich mehr und mehr zu einem christlichen Humanismus durchgerungen hat. Für ihn genügt es nicht, die Menschen dazu zu bilden, daß sie wissen und denken, man muß sie auch dazu erziehen, daß sie glauben und beten. Für Erasmus bilden die «bonae literae» d. h. die gute Literatur die Synthese der «literae sacrae» d. h. der heiligen und der «literae humaniores» d. h. der schönen Literatur. Beide gehören zusammen. Die Religion führt zur Erkenntnis (Wissenschaft), und die Erkenntnis führt zum Glauben, zur wahren Religion. Es haben sich Mißbräuche ins Haus Christi eingeschlichen. Man ist von der wahren Religion abgekommen. Man wird den Rückweg zu ihr finden durch die Studien, in denen man bis zu den lebendigen Quellen des Christentums aufsteigt und dieses Christentum in einem kritisch geprüften Text der Heiligen Schrift und der Kirchenväter studiert. Das war die eigentliche Sendung des Erasmus, die in fast alle Gebiete jenseits der Alpen gedrungen ist, nach den Niederlanden, nach Frankreich, nach England, nach der Schweiz, nach Deutschland, nach Spanien und Portugal, nach Ungarn und Polen.

Die äußere Vorbedingung zur Erreichung des Ziels der humanistischen Studien war die Kenntnis der beiden klassischen Sprachen. Das Griechische erlernte Erasmus in Ermangelung tüchtiger Lehrer und Lehrmittel verhältnismäßig spät, auf Anregung seines englischen Freundes Colet, während der Jahre, die er nach 1500 in Paris zubrachte. Die Hauptfrüchte seiner griechischen Studien sind die Ausgabe des Neuen Testamentes und die Beschäftigung mit Lucian.

Viel gründlicher meisterte er die lateinische Sprache. Er hatte sie schon in der Jugend in den Klöstern und Schulen seiner Heimat erlernt. Die Unzufriedenheit mit dem klösterlichen Leben hinderte ihn zwar daran, dies dankbar anzuerkennen. Aber es ist doch so, daß er schon als Knabe seinen Terenz und Horaz, das heißt seine beiden Lieblingsdichter unter den Lateinern, vollständig auswendig wußte. Für den erwachsenen Erasmus war das Latein eine lebende Sprache. Er sprach fast nur lateinisch und schrieb sozusagen ausschließlich lateinisch. Über die Qualitäten seines Lateins kann man verschiedener Meinung sein. Man kann sagen, es habe nicht die geschlossene, bildhafte und eindrückliche Prägung starker Persönlichkeiten. Vergeblich würde man bei ihm die stolze Monumentalität

eines Livius, den reichen Faltenwurf ciceronianischer Perioden, die «Gravitas», das heißt Würde und Gedrängtheit eines Sallust oder Tacitus, die diamantharte Geschliffenheit Cäsars suchen. Neben solchen Meistern des Stils nimmt sich sein Latein flacher aus. Aber es ist auf jeden Fall virtuos flüssig und elegant, voll geistreicher Anspielungen und glücklicher Wendungen. Den stärksten Einfluß haben nächst Horaz und Terenz die Werke Ciceros, Virgils und Senecas, von den Griechen Lucian, Plutarch und Plato auf ihn ausgeübt. Am besten vergleicht man den Lateiner Erasmus mit einem Organisten, der sein Instrument souverän beherrscht, alle Register kennt und sie geschmackvoll verwendet. Sein außerordentlich großes sprachliches Talent ist schon von seinen Zeitgenossen anerkannt worden. Auch wir können ihm unsere Bewunderung nicht versagen, namentlich wenn wir bedenken, daß er sich das Latein ja nirgends mehr auf dem Wege unmittelbarer Nachahmung oder Anpassung von lebenden und sprechenden Menschen aneignen konnte, sondern es aus den toten Lettern vergilbter Schriftdenkmäler zu derart lebendiger Wirkung zu wecken vermochte. Er war tatsächlich ein Zauberer des Wortes. Und darüber hinaus muß etwas weiteres gesagt werden. Er besaß eine sprachliche Fähigkeit, die weder dem Cicero noch dem Horaz und Livius eignete. Er schrieb sein Latein mit einem ganz ausgesprochenen Genuß, mit der Freude des Dramatikers und Komikers, der für seine Figuren nach Bedürfnis und Laune eine ganze Karnevalsgarderobe von Kostümen und Masken, Mützen und Mänteln zur Verfügung hat. So verwendet Erasmus seine amüsanten, bald würdevollen, bald drastischen Ausdrucksweisen, seine bunten Lappen und kecken Federn zu prächtigen Effekten. Er genießt es, die Figuren seiner Colloquien ihre Steckenpferde reiten, ihre Sprüche klopfen zu lassen. Er zeigt eine eigentliche Genialität darin, Leute aus dem Volk, Mönche, Frauen jedes Standes und Alters, Soldaten, verkommene Studenten, Bettler und Gauner mit passenden Konversationsfetzen, Komplimenten und Flüchen, Höflichkeits- und Verlegenheitsredensarten auszustatten, sie sich lateinisch zanken oder schmeicheln zu lassen; er tut das im Grund mit demselben Vergnügen, mit dem Shakespeare seine Handwerker und Nachtwächter, seine Faktoten und Narren mit dem ihnen zukommenden Sprachgewand ausgestattet hat. Am Ende kann man sich des Eindrucks kaum erwehren, Erasmus wäre in einer andern Zeit, unter andern, seiner künstlerischen Begabung zusagenderen Bedingungen, ein großer Komödiendichter geworden. Sein Interesse und seine Sympathie für den großen portugiesischen Komöden Gil Vicente sind nichts Zufälliges. Ciceronianische Puristen beanstandeten das Latein des Erasmus als «barock». Das kommt daher, daß Erasmus' Neigung zu realistischer Betrachtung und satirisch grotesker Darstellung den kleinen Objekten des Alltags unserer modernen Zivilisation und ihren mannigfachen Beziehungen zum modernen Menschen geschräfte Aufmerksamkeit schenkte. Für all diese Dinge der Kleinwelt fand er treffende Bezeichnungen und für die menschlichen Beziehungen, die uns mit ihnen verbinden, klare und ausdrucksvolle Wendungen. Es mag sein, daß sein Latein so an Würde verloren hat, an Aktualität, überraschender Frische, an Reichtum der Nuancierung und humoristischen Effekten hat es sicher gewonnen.

EHRUNGEN DES ERASMUS

Die kühne, moderne, das heißt auf eigenes Wissen und unabhängiges Verstandesurteil gründende, den großen Fragen der Zeit direkt zu Leibe gehende Geistigkeit des Erasmus in Verbindung mit seinem lateinischen Sprachtalent machte in der ganzen abendländischen Welt großes Aufsehen. Er ist in der Tat der letzte Europäer, der für lateinisch behandelte religiöse und sittliche Fragen von allgemeinem abendländischem Interesse, bevor dies Abendland endgültig in Nationen und Nationalkulturen auseinanderfiel, ein unmittelbares und allgemeines Echo fand. Die verschiedenen Nationen vom äußersten Süden und Westen bis zum fernen Norden und Osten horchten noch einmal auf eine Stimme, die in altehrwürdigem Gewand so aktuelle und so richtige, so gescheite und so edle Dinge zu sagen hatte. Sie wetteiferten geradezu miteinander, dem Manne, der so zu ihnen sprach, ihren Beifall zu bekunden, ihm ihre Anerkennung und Verehrung zu bezeugen.

Erasmus hat sich oft genug über die Unwissenheit und die Verständnislosigkeit des Ordensklerus beklagt. Auf jeden Fall haben es der höhere weltliche Klerus, die Bischöfe und selbst Päpste nicht an Aufmerksamkeit gegenüber Erasmus fehlen lassen. Einzelne waren bei ihren Huldbeweisen vielleicht eher von diplomatischen Erwägungen geleitet, sie wollten einen solch hochbegabten und überall beliebten Literaten nicht vor den Kopf stoßen. Eine große Zahl aber waren von aufrichtiger Bewunderung, ja sogar spontaner Begeisterung für ihn erfüllt. Die verschiedenen Päpste, die Erasmus erlebte, bewiesen in der Behandlung des für sie von ihrem Regenterstandpunkt aus sicher nicht bequemen Mannes eine bemerkenswerte Weitherzigkeit und Großzügigkeit. Diese Großzügigkeit erhält ihren besonderen Nachdruck dadurch, daß das Schrifttum des Erasmus eine stark kritische Note hatte und wieder und wieder von Klerikern, die sich mit gutem Grund als Eiferer für die Sache der Kirche ausgeben konnten, angefochten wurde. Julius II., ein Papst gar nicht nach dem Geist des friedfertigen Erasmus, hätte den Rotterdamer gern zu einem Würdenträger gemacht und ihn am römischen Hofe festgehalten. Der Medizeer Leo X. lernte ihn während seines Cardinalats in Rom kennen und schätzte ihn sehr hoch. Adrian VI., sein engerer Landsmann, und Clemens VII. luden ihn zu wiederholten Malen nach Rom ein. Paul III. hätte ihn gern zum Cardinal gemacht. Auch die Erzbischöfe von Toledo und von Mainz, die Bischöfe von Paris, Bayeux, Lüttich, Utrecht, Basel und Rochester schrieben ihm verehrungsvolle Briefe und beschenkten ihn reich. Der Bischof von Breslau sandte ihm Pelze, Sanduhren und Goldkörner, der Bischof von Olmütz bedachte ihn mit einem goldenen Becher und römischen Münzen, der Erzbischof von Canterbury schickte ihm Reitpferde und setzte ihm eine Pension aus. Aus Ungarn bekam er feines Linnen, aus Polen Hermelin; andere Kirchenfürsten bezeugten ihm ihre Verehrung durch silberne Pokale und durch Ringe, die mit kostbaren Steinen besetzt waren.

Die weltlichen Fürsten standen mit ihren Verehrungsbezeugungen kaum hinter den geistlichen zurück. Franz I. lud Erasmus zu sich nach Frankreich ein (Der Brief mit der eigenhändigen Unterschrift des Königs wird jetzt noch in unserer Universitätsbibliothek aufbewahrt). Kaiser Karl V. setzte ihm eine lebenslängliche Pension aus und ehrte ihn mit

dem Titel eines kaiserlichen Rats. Heinrich VIII. bemühte sich, ihn dauernd an England zu fesseln. Margareta von Österreich wünschte ihn in Brabant zu haben. Der König von Polen bedauerte, daß mächtigere Herren bei Erasmus den Vortritt hätten, sodaß er auf die geistige Mitarbeit des berühmten Gelehrten verzichten müsse. Ähnlich drückten sich die Herzöge von Bayern und Sachsen aus. In den Niederlanden machte die Universität Löwen Anstrengungen, ihn als Lehrer zu berufen; in England suchte ihn der Bischof John Fisher, Kanzler der Universität Cambridge, für eine Griechischprofessur in Cambridge zu gewinnen. Die Verehrung seiner Persönlichkeit beschränkte sich aber nicht auf den Klerus und die Fürsten. Ein ergötzlicher Brief zeigt, daß selbst ein einfacher Zollbeamter bei Boppard am Rhein neben seinen Rechnungsbüchern Erasmusschriften zum Studium auf dem Pult liegen hatte, und als ihm der Zufall das Glück bescherte, den berühmten Mann mit eigenen Augen zu sehen, geriet er fast aus dem Häuschen vor Freude und ließ es sich nicht nehmen, den Gelehrten seiner Frau, seinen Kindern und all seinen Freunden vorzustellen. Wenn Erasmus in den Zeiten, wo sein Ruhm am höchsten stand, auf der Reise in eine Reichsstadt kam, wurde er wie ein Fürst empfangen. Man regalierte ihn mit Wein für sich und sein Gefolge, mit Hafersäcken für die Pferde und ließ ihn an festlichen Banketten hochleben.

DIE WERKE DES ERASMUS

1. DIE THEOLOGISCHEN SCHRIFTEN. DIE ADAGIA

Die Aufzählung von Erasmus' fürstlichen Verehrern und Göntern gibt uns ein eindrucksvolles Bild seines außerordentlichen Ruhmes. Aber gerade diese Größe des Ruhmes weckt in uns die Frage nach seiner Berechtigung, und um auf diese Frage antworten zu können, müssen wir genauer auf den literarischen und geistesgeschichtlichen Wert seiner Schriften zu sprechen kommen. Der bloße Hinweis auf den Zauber seiner Persönlichkeit, die Würdigung seines Lateins und seines Humanismus genügen natürlich nicht.

Es hängt mit der zarten Konstitution des Erasmus zusammen, daß er als Instrument seines Wirkens nicht die gesprochene Rede, sondern die Schrift wählte, die eben damals durch die neu erfundene Technik des Buchdrucks ungeahnte Verbreitungsmöglichkeiten bekam. Leider ist es unmöglich, alle Schriften des unermüdlichen Gelehrten und Forschers aufzuführen. Wir greifen nur die meist gelesenen, die am meisten diskutierten, die wichtigsten heraus und halten uns nicht streng an die zeitliche Reihenfolge, da sie nebeneinander gewachsen und in stets vermehrter Auflage erschienen sind.

Im Vordergrund steht die Herausgabe des *Neuen Testamentes*, Erasmus', im engern Sinne des Wortes, größte wissenschaftliche Leistung. Wie hoch er sie selbst einschätzte, bezeugen seine Worte: «Meine Lebensleistung bestand darin, daß ich eine begrabene und vergessene Literatur zu neuem Leben erweckt, und daß ich die Theologen von ihren philosophischen Haarspaltereien zur Kenntnis des neuen Testaments zurückgeführt

habe.» Vor Erasmus beruhte die Erklärung der Bibel sozusagen ausschließlich auf dem lateinischen Vulgatatext. Erasmus prüfte nun eine Reihe von Handschriften des griechischen Textes und vermittelte so der christlichen Theologie eine neue und zuverlässigere Basis. Natürlich ist heute der erasmische Text samt der lateinischen Übersetzung, den Paraphrasen und dem Kommentar, überholt. Seine philologischen Methoden waren nicht einwandfrei, und wir kennen heute bessere griechische Handschriften als er. Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß sein neues Testament, das 1516 in Basel erschien und dem Papst Leo X. gewidmet war, für seine Zeit eine epochemachende Leistung bedeutete.

Nicht viel weniger wichtig war für seine Zeit die Herausgabe der Werke der großen Kirchenväter und Kirchenlehrer, des Hieronymus, Cyprian, Hilarius, Irenäus, Ambrosius, des Chrysostomus und Origens und anderer mehr. Dieser mühevollen Arbeit, der Durchsicht und Korrektur, der Vorbereitung zum Druck und zum Teil der Übersetzung, der lateinischen Erklärung oder auszugsweisen Umschreibung, galt die große Summe seiner Lebenszeit, seines Fleißes und seiner Intelligenz. Was er sonst schrieb, das war, obwohl es zum Teil noch mehr Aufsehen machte und für die Literaturgeschichte eine noch größere Bedeutung gewonnen hat als Bibel und Kirchenlehrer, nur Spielerei, Schnitzwerk von Mußestunden, das so nebenbei abfiel. Er hat sich durch diese Arbeit das Verdienst erworben, die großen Standardwerke des Glaubens und des theologischen Denkens der Kirche, die Quellen der kirchlichen Frömmigkeit, der allgemein gebildeten christlichen Leserschaft zugänglich gemacht zu haben. Zugleich muß man ihn als den Begründer des modernen kritischen Studiums der Bibel und der Vätertexte bezeichnen. Er hat ihr Studium, das durch die übliche scholastische Lehrweise eher zurückgedrängt worden war, neu belebt. Die Theologie im engern Sinne des Wortes bekam erhöhte Bedeutung neben der Philosophie. Die Paraphrasen (das heißt die sinngemäß Wiedergaben des Inhalts), die er zu den einzelnen Büchern des neuen Testaments verfaßte, sind Jahrzehntelang von frommen Gemütern gelesen worden. In England wurden sie obrigkeitlich zur Lektüre empfohlen.

Ein sehr oft gelesenes und geschätztes Werk des Erasmus waren ferner die in Venedig bei Aldus Manutius gedruckten *Adagiorum Chiliades* (das heißt Tausende von Sinnworten) von 1508, eine Sammlung von mehreren tausend Sprichwörtern, sprichwörtlichen Redensarten, Witzen, Sentenzen, berühmten Aussprüchen und pointierten Anekdoten des Altertums. Sie bilden ein Dokument seiner ungeheuren humanistischen Belesenheit und Gelehrsamkeit und begründeten recht eigentlich seinen Weltruhm. Der Einfluß dieser Blütenlese auf die Zeitgenossen des Erasmus und auf spätere Generationen ist nachgewiesenermaßen sehr groß gewesen. Man findet Spuren derselben bei vielen englischen, französischen, spanischen und deutschen Schriftstellern der Folgezeit.

Das *Enchiridion Militis Christiani* (Handbuch des christlichen Soldaten) ist ein Handbuch praktischer Frömmigkeit. Es entstand während seiner Pariserzeit in den Jahren 1500–1505. In der Sittenkritik und dem Reformeifer dieses Büchleins tritt zum erstenmal die besondere erasmische Frömmigkeit zutage. Gegenüber der mechanischen Werkheiligkeit, dem vielfach abergläubischen Wesen und den verfälschten Praktiken der Volksreligion redet Erasmus echter, lebendiger, innerlicher Gesinnungsfrömmigkeit das Wort.

2. DIE COLLOQUIEN

Wenn die Adagien trotz all der Gelehrsamkeit und Belesenheit, die sie voraussetzen, trotz allem Sinn für Charakteristisches, Sinnvolles und Gutgesagtes, der sie auszeichnet, in der Hauptsache eine typische Humanistenarbeit sind – sie erschöpfen sich darin, Körner alter Weisheit zusammenzutragen und sie wieder auszustreuen – so kann man dagegen sagen, daß die «Colloquien» des Erasmus in der modernen Literaturgeschichte einen bedeutenden, geradezu epochemachenden Platz einnehmen. Sie scheinen aus dem Bedürfnis des Erasmus, seinen Pariser Lateinschülern ein ebenso unterhaltendes wie erzieherisches Gesprächslehrmittel in die Hand zu geben, entstanden zu sein. Den Kern bilden Formeln der Begrüßung und Danksagung, der Anrede, des Schlusses, der Bitte, der Ermahnung und der Erkundigung über das Wohlbefinden und Formeln für den täglichen Verkehr mit Familienmitgliedern und Diensten: stereotype Redensarten, die sich fürs Gespräch und die briefliche Korrespondenz eigneten, ungefähr das, was wir heute in einem modernen Konversationslehrmittel, in einem «beredten Engländer» oder dergleichen finden würden. Sie entstammten also einem pädagogischen Bedürfnis, hatten einen pädagogischen Zweck und entsprachen seiner Lieblingsmethode «*docere ridendo*» und «*discere ludendo*», das heißt «lachend zu lehren» und «spielend zu lernen», einer Methode, die er auch sonst gern befolgte. Als Vorbild dienten ihm später ohne Zweifel einige Satiren des römischen Dichters Horaz (nämlich diejenigen, welche die Gastmäher und die Erbschleicherei behandeln), und in noch höherem Grade die Unterwelt- und Göttergespräche und andere satirisch moralisierende Dialoge des griechisch schreibenden Syrers Lucian von Samosata, dessen ganze Seelenstimmung und Zeitlage ihm irgendwie entsprach. Er übersetzte während eines seiner Englandaufenthalte zusammen mit Thomas More eine Anzahl dieser lucianischen Dialoge (anno 1506). Dem lucianischen Vorbild am nächsten steht in Form, Gehalt und Geist der erasmische «Charon». Da treffen wir den berüchtigten Fährmann der Unterwelt tropfnaß aus dem Styx steigend; seine halbverfaulte Barke ist ihm mit samt den Schatten im Sumpf stecken geblieben. Nun macht er sich auf die Beine, um ein für die starken Anforderungen der Zeit: Pest, Krieg und dergleichen tauglicheres Boot, ein eigentliches Linienschiff, zu kaufen. Die Toten kommen in ganzen Schwärmen und schwer beladen mit Fleischlichkeit, Sünden, Bullen und Benefizien, kupfernen Münzen und irdischen Gedanken. Einfacher wäre es gewesen, sich in der Unterwelt selbst ein neues Boot zu zimmern; aber es fehlt an Material, seitdem man die paar Wäldchen der Elysischen Gefilde abgeholt hat, um die Schatten von Ketzern zu verbrennen.

Von den übrigen Gesprächen sind die meisten freiere Kompositionen. Sie behandeln aktuelle Fragen und sind von echt christlicher Gesinnung erfüllt; aber auch sie enthalten eine gute Ration lucianischen Witzes und lucianischer Satire. Die frühesten der «*Familia Colloquia*» stammen schon aus der Zeit von 1495–99. Im Lauf der Jahre wuchs die Sammlung (von 1519–1533) bis auf über 50 Dialoge. Die einzelnen Stücke variieren in Charakter und Form, in Gehalt und Wert beträchtlich. Einzelne sind bloße Stilmuster, andere philologische Wortspielereien, bei wieder andern handelt es sich um anekdotische Erzählungen, um ernste oder lustige Gespräche über alle möglichen zeitgemäßen Fragen, um ausführliche

Belehrungen oder Auseinandersetzungen. Dramatische Szenen wechseln mit Stücken grotesken Humors.

In den besten dieser «Colloquien» begegnen wir zum ersten Male den künstlerischen Qualitäten des Erasmus. In ihnen entdecken wir die Keime und Setzlinge jener feinsinnigen, humorvollen Kunst, die wir in vollendeteter Form später bei Cervantes, Shakespeare und Molière finden: den Blick für typische Persönlichkeiten, für charakteristische Szenen des damaligen Lebens, und die Fähigkeit, sie in ihrer Buntheit und lebensvollen Bewegtheit darzustellen. Um einige Beispiele der Porträtkunst des Erasmus zu nennen, verweisen wir auf die spröde Maria, die den ungestümen Werbungen und überschwenglichen Komplimenten ihres Verehrers Pamphilus mit einem reizenden Gemisch von hausbackenem Witz, schlagfertiger Frische und neckischer Liebenswürdigkeit widersteht, ähnlich wie die Beatrice und die Rosalind Shakespeares, und auf den Gauner Pamphagus, der aus Liebe zum Nichtstun jahrelang in der Welt herumstreicht und stets bedacht, geistliche Stellen zu fischen, stets stellenloser Gauner bleibt. Seine große Nase regt den Erasmus zu ganz fantastischen Vergleichungen an («halb Blasebalg, halb Kerzenlöschhütchen»). Da ist ferner der falsche Adlige, ein Mann seiner Zeit, dessen Rittertum nicht auf Tatenruhm oder Verdiensten beruht, sondern entweder erkauft oder einfach angemaßt und erschwindelt ist, ein Hochstapler, der überall Schulden macht und dessen arrogantes Aufreten den mangelnden inneren Wert ersetzen muß, das Urbild sowohl des Falstaff, wie jener zahlreichen militärischen Gauner, die man in den Novellen des Cervantes trifft. Da ist vor allem Georgius Balearicus, ein Prachtskerl von Condottiere, ein Krieger vom Fuß bis zum Scheitel, der sich vor lauter martialischem Trotz sein Leben lang weder um Gott noch um den Teufel kümmert, und der seinen Beruf zugleich so geschäftsmännisch betreibt, daß er keine Einnahmen verschmäht, auch wenn sie ganz unkriegerisch aus Tempelraub, Unterschlagung und Erpressung herrühren. Auf dem Todbett noch ist er Soldat genug, seine ganze Familie, seine junge Frau, seine beiden Söhne und seine beiden Töchter testamentarisch ins Kloster zu zwingen, damit sie dort bis zu ihrem Tode für die Missetaten ihres Vaters Genugtuung und Buße leisten. Noch in seinen letzten Zügen schwingt er das Kruzifix wie einen Schild und seine Wachskerze wie eine Lanze gegen den Teufel. Da sind die «Picaros», Schelmen und Scharlatane aller Art, wie wir sie später in der spanischen Literatur wieder finden; der Pferdeschwindler, der es versteht, Konkurrenten mit ihren eignen Waffen zu schlagen, der Jahrmarktsgauner im Stil des Shakespearschen «Autolycus», der alchimistische «Virtuoso», der geldgierige Kapitalisten drankriegt, sie mit schwindelhaften Goldexperimenten hinhält und ihnen unter stets neuen Vorwänden Geld entlockt, der berufsmäßige Schuldensmacher, der Wallfahrtsschwindler, der abergläubischen Weibern von Wundern und Heiligtümern erzählt, die er nie gesehen, und der Landstreicher, der sich zum Spezialisten in Bettelmethoden ausgebildet hat.

Nicht weniger glücklich erweist sich Erasmus in der effektvollen Aufmachung dramatischer Situationen und komischer Szenen. Ein gutes Beispiel dafür ist die Ausmalung des Todes des Georgius Balearicus. Wie da auf der einen Seite der sterbende Krieger seine letzten Verfügungen trifft und sich aufs Ende vorbereitet, auf der andern Seite die Bettel-

mönche am Sterbebett ihres Opfers, statt ihn zum Tode vorzubereiten, sich gegenseitig ihre Beute streitig machen und sich häßliche Anklagen an den Kopf werfen, das nimmt sich fast aus wie eine blutige Parodie auf den heroischen Kampf über der Leiche des Patroklus oder Alexanders des Großen. Eine etwas derbere Art des Spaßes finden wir im « Spektrum ». Da werden die tollen Possen geschildert, die ein englischer Lord einem abergläubischen Geistlichen spielt, indem er ihm Gespensterspuk vortäuscht und ihn zu Geisterbeschwörungen im Stile der « Lustigen Weiber im Park von Windsor » mißbraucht.

Sicher durch Horaz angeregt, aber im wesentlichen Zeit- und Erlebnisbilder sind die verschiedenen « Convivien » (Gastmähler), gelegentlich mit der Schilderung des Lokals, eines feudalen Landhauses mit Garten, Pavillon, Kapelle, Gemälden, Statuen, Bäumen und seltenen Blumen verbunden. Im Gegensatz zu Horaz handelt es sich aber jeweilen nicht um üppige Schmausereien, sondern um einfache, picknickartige Imbisse. Die Hauptwürze des Mahles bilden die geistvollen Gespräche im Kreis humanistischer Gesinnungsgenossen. Am fröhlichsten verläuft das « Convivium poeticum », an welchem die Teilnehmer ein Wettspiel im Improvisieren von Versen veranstalten. Sie bemühen sich, abwechselnd den gleichen Gedanken in verschiedenen Versmaßen und Stilen auszudrücken; sie befragen sich gegenseitig über schwer verständliche Stellen bei römischen Dichtern und machen Vorschläge zu passenden Korrekturen. Eine besonders ergötzliche Rolle spielt die Xanthippe Margaret, welche die drei typischen Eigenschaften des Hausdrachen in sich vereinigt, weder hübsch noch ehrlich noch liebenswürdig zu sein. Der Hausherr tituliert sie spöttisch bald « Galathea », bald « Megäre »; sie bleibt ihm aber keine Antwort schuldig und beklagt sich vor den Gästen; der Herr finde wohl Zeit, Verse zu schmieden und Witze zu reißen, aber kein Geld, um auf dem Markt die Nahrungsmittel fürs tägliche Essen einzukaufen. Aus Ärger über die Witzeleien ihres Herrn serviert sie den Gästen keinen Nachtisch; sie helfen sich, indem sie eigenhändig Früchte von den Bäumen pflücken. Am Schluß schickt sie die ganze Gesellschaft heim; es sei jetzt Zeit, schlafen zu gehen, und es zieme sich für solche Herren ganz und gar nicht, in alle Nacht hinein zu schwatzen und insbesondere sich über solch arme Frauenzimmer lustig zu machen.

In diesen und ähnlichen Dialogen erweist sich Erasmus auch als hervorragend scharfer Beobachter des Lebens seiner Zeit. Im Dialog « Diversoria » (Gasthöfe) röhmt er die Gastlichkeit der französischen Gasthäuser. Nicht nur bekommt man dort gutes Essen und guten Wein. Die Hausfrauen, Töchter und Mägde wetteifern geradezu, den Gast liebenswürdig und geistreich zu unterhalten. Sie sind überaus dienstfertig und in schelmischem Übermut zu jedem Scherz aufgelegt. In Deutschland dagegen sind die Wirtleute und ihre Angestellten sehr zurückhaltend, Leute von wenig Worten; sie halten es unter ihrer Würde, sich mit den Gästen einzulassen. Auch die Reinlichkeit läßt zu wünschen übrig; besonders lästig findet Erasmus den Zwang, in einem geschlossenen und überheizten Zimmer und zur bestimmten Stunde in sehr gemischter Gesellschaft gemeinsam das Essen einnehmen und nach dem Essen in der schlechten Luft aufbleiben zu müssen, bis alle zu Bette gehen.

Die an Lucian geschulte Satire des Erasmus richtet sich namentlich gegen die mehr

oder weniger verzerrten Formen populärer Frömmigkeitsübung. So stößt er sich zum Beispiel daran, daß man vor einem Bild der Muttergottes brennende Kerzen aufsteckt und zugleich ihrem göttlichen Sohn durch ein unfrommes Leben Schande macht. Der Soldat erinnert sich in Kriegsgefahr an den heiligen Georg oder an die heilige Barbara, der Kranke wendet sich in seinem Leiden an St. Dionys oder St. Rochus; warum nicht an Jesus Christus? Ist das in Ordnung? Die Wallfahrten zum heiligen Jakobus (Santiago de Compostela in Spanien) und zu «Unserer Lieben Frau» von Walsingham (in England) sind mit allerlei törichtem Wunderglauben verbunden. In der drolligen Art Lucians läßt daher Erasmus die Muttergottes von Mariastein bei Basel sich in einem witzigen Brief mit bewegten Worten über den törichten Aberglauben ihrer Verehrer beklagen, denen man es mit ihren mannigfachen und widerspruchsvollen Wünschen doch nie recht machen kann. Und wie lächerlich ist erst die Andacht, mit der man Reliquien verehrt, die den Stempel des Schwindels nur allzu deutlich an sich tragen. Begeht man doch an gewissen Orten die Geschmacklosigkeit, gläubigen Pilgern in Ampullen Milch vom Busen der heiligen Jungfrau vorzuweisen. Reichtümer in dem Maße, wie sie in der Certosa von Pavia oder am Schrein des heiligen Thomas von Canterbury aufgehäuft sind, erregen ebenfalls die Mißbilligung des Erasmus. Er ist zwar durchaus einverstanden, daß man die Gotteshäuser und den Kult mit Würde und Schönheit ausstattet; aber zuviel ist zuviel. Gewiß, es ist oft schwer, dem Verehrungsbedürfnis frommer Leute entgegenzutreten und Gaben abzuweisen, die sie opferfreudig darbringen. Aber erregen die aufgehäuften und brach daliegenden Kirchenschätze nicht Neid, Habsucht und Ärgernis? Gibt es nicht unzählige Leute, die in Armut und Elend darben? Und würde es der christlichen Gesinnung nicht eher entsprechen, daß man Armen aus der Not hülfe, als daß man die Gotteshäuser mit irdischer Pracht überläude? Auch gegen die Mode, Mädchen schon in früher Jugend zum klösterlichen Beruf zu beschwatschen, eifert er; einem jungen, siebzehn Jahre alten Mädchen, das der Ehe abneigt ist und ins Kloster gehen will, öffnet er die Augen über die Art des Lebens, das ihrer dort wartet, und das ihr nur aus der Ferne so verklärt vorkommt. Er redet ihr die Angst vor der Welt und ihrer Härte aus dem Kopf. Sie kann auch außerhalb des Klosters fromm leben; auf jeden Fall soll sie sich nicht so früh und gegen den Willen der Eltern, ohne das Klosterleben genau zu kennen, durch ein Gelübde binden. In einem temperamentvollen Gespräch zwischen einer gebildeten Dame und einem ungebildeten Abt spricht sich Erasmus (in herzlichstem Einverständnis mit Thomas More) zugunsten der literarischen Bildung der Frau aus und gegen das Vorurteil des Klerus, Frauen sollten sich nur mit dem Haushalt beschäftigen. Die Dame des Dialoges wehrt sich gegenüber den Vorwürfen des Geistlichen ebenso keck als gewandt: «Auch Ihr Mönche habt Eure Vergnügungen, Eure Gelage, Eure Jagden, warum soll ich nicht meine Bücher haben? Sind sie nicht ebenso vornehm?» Der Abt verrät im Gespräch ganz deutlich, daß er nur deshalb gegen das Bücherstudium der Frau ist, weil er selbst zu wenig Bildung besitzt und deshalb keinen Geschmack an Büchern findet, und weil er es nicht leiden mag, daß ihm das Weibervolk geistig über den Kopf wächst. Auf der andern Seite schärft Erasmus der jungen Mutter ihre Pflichten gegenüber dem Kind ein. Sie solle das Kind nicht der Amme überlassen, sondern es selbst säugen;

es sei ungeheuer wichtig, daß sie sowohl über das Wohl des Leibes als auch über das Wohl der Seele des Kindes wache; denn die beiden Teile, Leib und Seele, seien während des ganzen Lebens aufeinander angewiesen.

Indem wir so die ästhetisch künstlerischen Qualitäten, das heißt das unterhaltende Element der Colloquien gewürdigt haben, sind wir unmerklich dazu übergegangen, auch ihre erzieherischen, moralischen und religiösen Werte hervorzuheben. Es kommt den Dialogen nämlich nicht nur allgemein menschliche Bedeutung, sondern die Aktualität direkter Zeitkritik zu. Sie sind ein Hauptdokument der besondern, sogenannt erasmischen Frömmigkeit oder Christlichkeit. In ihnen hat Erasmus einerseits die landesübliche Religosität in einzelnen, besonders augenfälligen Punkten kritisiert, andererseits stellt er ihr eine andere, richtige Frömmigkeit als christliches Ideal gegenüber. Die Kritik nimmt, offenbar in Anlehnung an seine eigenen Kindheits- und Jugenderfahrungen mit Vorliebe die Schattenseiten des vielfachen Zwangs des Kloster- und Mönchslebens aufs Korn. Wie ein roter Faden zieht sich diese Kritik durch die Mehrzahl der Gespräche. Es ist, wie wenn er keine Gelegenheit vorbeigehen lassen könnte, den Klöstern und Mönchen eines auszuwischen. Dabei hat er es sichtlich nicht grundsätzlich auf Orden und Ordensleben, wohl aber auf den tatsächlichen Zustand, in dem sich viele derselben damals befanden, abgesehen. Man bekommt aus den «Colloquien» mancherorts fast den Eindruck, die Klöster seien im allgemeinen nur tote Wasser, in denen sich aller Schmutz der menschlichen Gesellschaft ansammelt, Brutstätten der Heuchelei, Asyle der Korruption, Schlupfwinkel unehrlicher und verbotener Erotik und Höhlen barbarischer Völlerei; dem gläubigen Volk täuschten die Mönche Pflege der Frömmigkeit vor, in Wirklichkeit habe man es in den Klöstern darauf abgesehen, den Aberglauben der Leute zum eigenen Vorteil auszubeuten. Dieser Eindruck ist in solcher Ausdehnung und in solcher Farbenkraft natürlich trügerisch. Er läßt sich historisch nicht begründen. Es hat bis zur Reformation überall, auch in Basel, gute Klöster und sogar hervorragend fromme, gescheite und gebildete Ordensleute gegeben. Aber es gab auch mittelmäßige und schlechte. Und mit diesen hat es Erasmus zu tun. In beschränktem Ausmaß ist seine Kritik durchaus berechtigt. Er trägt auch Sorge, seine Abneigung gegen die Klöster zu differenzieren. Besondere Anerkennung bezeugt er den Kartäusern. Gegen die Benediktiner wird er sozusagen nie ausfällig, häufiger gegen die Dominikaner; am schlechtesten zu sprechen ist er auf die Franziskaner und Karmeliter. Der äußere Grund dieser Gegnerschaft ist die Tatsache, daß die Barfüßer in besonders hohem Grade mit populären Formen des Aberglaubens verflochten waren. So bekämpft Erasmus zum Beispiel im «Seraphischen Begräbnis» die Vorstellung, daß das franziskanische Ordenskleid als solches den Sterbenden vor der ewigen Verdammnis schütze. Ein zweiter, eher äußerlicher Grund seiner Gereiztheit gegen die Barfüßer ist der Umstand, daß gerade Mitglieder des franziskanischen Ordens und der Karmeliter die humanistischen und religiösen Bestrebungen des Erasmus am temperamentvollsten und energischsten bekämpften, und daß er diesen Kampfesfeier mit ihrem Mangel an Bildung, ihrer Unwissenheit und ihrer einem vergeistigten Wesen und feinern Geschmack unzugänglichen Derbheit in Verbindung brachte. Immerhin machte er auch ihnen gegenüber gewisse Zugeständnisse. Es gibt im

«Epikuräer» Stellen, die beweisen, daß er das franziskanische Armutsideal durchaus zu schätzen weiß; nur die völlig entartete Praxis erregt sein Mißfallen. Erasmus hat mit seiner Kritik, soweit wir sehen, in vielem Recht. Jedoch läßt sich nicht leugnen, daß sein Urteil partiell ist, das heißt vom Standpunkt einer etwas einseitigen Überschätzung der intellektuellen Fähigkeiten des Menschen mit andern, weniger intellektuellen Formen der Frömmigkeit ungerecht scharf ins Gericht geht. Man kann nun eben einmal nicht von allen Christen verlangen, daß sie Erasmusnaturen sind. Es gibt auch einfache Bauern und Handwerker und Frauen des Volkes, die ihr hartes Geschick mit Würde tragen, denen die Frömmigkeit des Erasmus doch vielleicht ein etwas zu dünnes und zu vergeistigtes Tränklein wäre. Des fernern sind Klöster und insbesondere Franziskanerkonvente nicht in erster Linie Stätten zur Pflege der Wissenschaft, natürlich auch nicht notwendig Asyle für ungebildete Dickköpfe, sondern Häuser, in denen wahrhaft fromme, nicht notwendig gescheite und akademisch geschulte Menschen im Dienste Gottes gemeinsam ein bedürfnisloses und einfaches Leben führen können. Das Ideal der Franziskaner ist ja gerade geistige und materielle Armut und schließt genau genommen eine bewußte Ablehnung des Bücherwissens und des Schriftgelehrtentums in sich. Dies scheint Erasmus zu erkennen. Andererseits ist es auch verständlich, daß gerade die Franziskaner vom Standpunkt der naiven Gläubigkeit des Volkes aus die Überheblichkeit des weltmännischen Wissenden, der mit der ehrwürdigen Religion der Kirche so frei und ungeniert waltete und sich mit seiner Kritik so souverän gebärdete, als einen gefährlichen Rationalismus empfanden und als eine todbringende Mentalität bekämpften, weil sie alles Wunderbare, Heilige und Göttliche aus der Religion ausmerzen zu wollen schien.

Es wäre jedoch falsch zu glauben, Erasmus bleibe beim Negativen stehen, er gehe in bloßer Kritik, in Polemik und Spott auf. Nein, der Hauptwert der «Colloquien» besteht eben in den positiven Bildern echter christlicher Tugend und Frömmigkeit. So kommt er bei einer kritischen Betrachtung der Ruhmsucht zu folgenden Gedankengängen: Wie seltsam sind doch die Menschen! Da streben sie nach Gesundheit, Genuss, Reichtum, Macht und Kriegsruhm und vernachlässigen ihre Seele. Die Folge ist, daß sie den Ruhm, den sie erstreben, nie erlangen; denn Tugend besteht darin, den Ruhm zu verachten, und der größte Ruhm folgt der Tugend gerade deshalb nach, weil sie sich aus dem Ruhm am wenigsten macht. Der sicherste Weg zum Ruhm ist die Erfüllung der Pflicht im Privatleben einem jeden Einzelnen gegenüber, im öffentlichen Leben der Gesamtheit gegenüber. Zu der Unsitte, Kinder schon im jugendlichen Alter zum Klosterberuf zu bestimmen, macht er folgende Feststellung: «Wenn man Menschen zu einem Lebensberuf und zu einer Lebensart zwingt, gegen welche sie eine geheime, instinktivische Abneigung empfinden, macht man sie nicht glücklich. Ihre Wünsche auch dann zu erfüllen, wenn sie gefährlich sind, wäre töricht; aber, um diese Scylla zu vermeiden, in die Charybdis des Gegenteils zu fallen, wäre nicht minder töricht.»

In solchen und ähnlichen Colloquien erweist sich Erasmus als Vertreter einer neuen Art von Pädagogik. Die vulgäre Methode praktischer Moralbelehrung beschränkte sich damals im ganzen darauf, mit Berufung auf Gesetze und Paragraphen juristisch genau

zu bestimmen und einzuprägen, was verboten und was geboten war, das Hauptgewicht auf Sünde und Buße, Schuld, Abschreckung und Einschüchterung zu legen. Erasmus ging in der Moralbelehrung wie ein gewiefter Arzt zu Werke. So ist die Ehe für ihn zum Beispiel nicht einfach eine Tatsache oder ein Sakrament, sondern auch ein Problem, ein «Fall». Er sucht jeden einzelnen solchen Fall mit seinen besondern Verhältnissen aus dem Leben heraus psychologisch zu verstehen und dann zu heilen, und zwar unter Mithilfe des Patienten, durch Appell an dessen gesunden Menschenverstand. In einem Dialog stellt er eine Frau, die in glücklicher Ehe lebt, Eulalia, einer Xanthippe gegenüber, die mit ihrem Mann darin wetteifert, sich gegenseitig die Ehe unerträglich zu machen. Eulalia zeigt nun ihrer Freundin, wie sie selbst es anfange, um mit ihrem Mann gut auszukommen, und worin die andere fehle. Man muß um des lieben Friedens willen nicht immer das letzte Wort behalten. Man muß es verstehen, kleine Opfer zu bringen; man muß sich nicht für alles rächen, man darf nicht trotzen; der Mann läßt sich nämlich ganz gerne von der Frau gewinnen. Diese gesunde, kluge, liebenswürdige und in hohem Maß praktische Seelenberatung mutet uns seltsam modern an.

Im Dialog «Funus» (Tod und Begräbnis) zeigt er am Beispiel des Cornelius Montanus, wie ein wahrer Christ stirbt und sich auf den Tod vorbereitet. Da liegt er in seinem Bett, ein ganzer Mann, ruhig, klar und entschlossen, wie in allen, auch den leichtern Stunden seines Lebens. Er weist die Seinen an, alle Schulden zu bezahlen und denkt auch sonst als Vater im letzten Augenblick an alle Einzelheiten, die für die Zurückbleibenden wichtig sein könnten. Sein ganzes Trachten geht darauf, den andern möglichst wenig zur Last zu fallen, möglichst geräuschlos zu sterben und die letzten Minuten ungestört mit seinem Herrgott Zwiesprache halten zu können. Er verlangt weder nach Pomp noch auffallender Pracht und dem Getöse läutender Glocken; er verläßt sich *einzig* auf die Güte Gottes und auf sein gutes Gewissen. So hoffte Erasmus selbst dereinst zu sterben, und so ist er in der Tat gestorben. Sein Tod beweist gewissen Zweiflern, daß das Beste an seinen «Colloquien» nicht graue Theorie ist, sondern daß der Mann, der sie schrieb, wirklich so war, wie er es von andern verlangte. Das ist überhaupt ein auch uns modernen Baslern überaus sympathisches Lieblingsthema des Erasmus: nur keinen Aufwand, nur keine üppigen Formen, nur kein Wesens machen; alle diese Dinge ersticken und verschütten nur das wirklich Wertvolle, das Lebendige. Echtheit und Innerlichkeit, Unmittelbarkeit der Gesinnung und ungeschminkte spontane Gottesliebe machen das Christentum aus.

Im «Ichthyophagus» («Fischesser») reitet er eine besonders scharfe Lanze gegen die Pedanten religiöser Äußerlichkeiten. Er führt aus: Da gibt es eine Menge von Leuten, für die das Wesentliche der Frömmigkeit in der Beobachtung gewisser Örtlichkeiten, Gewänder, Gebärden, Gebete und Gesänge und im Gebrauch oder Vermeiden bestimmter Nahrungsmitte besteht, und die sich bei der Beurteilung ihrer Mitmenschen in der Hauptsache auf solche Punkte stützen. Gewiß sind diese Dinge in der Religion nicht gleichgültig; aber sie stehen dem spezifisch jüdischen Gesetzesgeist der Pharisäer näher als dem Geist der Evangelien. Und da Christus spontane Hilfsbereitschaft und tätige Menschenliebe über bloße Korrektheit in der Beobachtung äußerer Formen stellt, darf man diesen nicht zu viel Ge-

wicht beimessen. Sonst werden die beiden Tugenden des Glaubens und der Liebe, aus denen alle christlichen Übungen fließen sollten, bald durch den Aberglauben, der sich an diese Praktiken hängt, ersetzt und verdrängt. Regeln und Gesetze sind zwar unentbehrlich, aber sie dürfen den freien Willen nicht versklaven. Die richtige christliche Gesinnung setzt durchaus Freiheit und Freiwilligkeit des Geistes voraus. An anderer Stelle sagt er, wenn man gewisse Schriften Ciceros lese, habe man oft das bedrückende Gefühl, sie seien im Grunde christlicher als die Bücher so vieler kirchlicher Schulphilosophen. So kalt ließen einen die abstrakten Kontroversen dieser christlichen Theologen. Durch jene Ciceroschriften werde man besser, das fühle man, durch die scholastischen nicht. Kaum ein Christ könnte heiliger sterben als der jüngere Cato; tatsächlich stürben Mönche und Nonnen oft weniger heilig. Diese Heiden verließen sich im Sterben ruhig auf ihr edles Leben, auf ihre Unbescholtenheit, auf ihre Verdienste um Land und Volk, auf das gute Andenken, das von ihnen bliebe. Das Bewußtsein, im Leben etwas gewesen zu sein, gebe ihnen im Tode Haltung und Größe. Wie kläglich sei dagegen das Benehmen gewisser Christen, welche vor dem Scheiden abergläubisch zu Zeremonien, Riten und Gebetsformeln Zuflucht nähmen. Erasmus sagt ausdrücklich: «Ich anerkenne und billige alle diese Sakramente und Sakramentalien, welche das Leben des Christen von der Geburt bis zum Tod begleiten, die Taufe, die Eucharistie, die Sonntagsruhe, die Messe, die Fasten, die Ehe, die Priesterweihe, die letzte Ölung; aber daß diese Übungen meist eher gewohnheitsmäßig und mechanisch abgetan werden, als daß sie spontan und von Herzen kommen, das mißbillige ich.» Auch der Ohrenbeichte gegenüber hat er seine Bedenken. Die von der Kirche angeordnete und durch langen Brauch geheiligte Form der Beichte ist in seinen Augen eine sehr delikate Einrichtung. Er verhehlt sich nicht, daß ihr Erfolg wesentlich davon abhängt, ob der reuige Sünder einen Geistlichen zur Hand hat, dem er soviel Achtung und Vertrauen entgegenbringen kann, daß es ihm psychologisch möglich wird, seine Sünden zu bekennen. Trotzdem findet sich Erasmus mit der nun einmal bestehenden Form ab und fügt sich der kirchlichen Ordnung. Aber er äußert sich doch dahin, daß die Beichtpraxis den Christen nicht dispensierte, häufig direkt in reuigem Gebet zu Gott sich seiner Verfehlungen anzuklagen und in demütiger Sühne und besserungsbereiter Stimmung den Weg zu ihm zurückzufinden. Im übrigen ist die christliche Lebensweisheit des Erasmus weit entfernt von jeder melancholischen Leimsiederei. Erasmus meint, Christus sei auch kein Kopfhänger gewesen, sondern – man entrüste sich nicht – im Sinne Epikurs ein Prediger höchster, verfeinerter und vergeistigter Lebensfreude. Das unnatürliche Wesen der finstern Asketen, der Regelpedanten und Duckmäuser sei Christus fremd. Nicht aus Pessimismus und aus Angst vor Gott, sondern aus Liebe zu Christus, aus dem Bedürfnis, sich geistig mit ihm zu vereinigen, verzichtet der echte Christ auf die Derbheit von Genüssen, die nur Schmerzen, Entbehrungen und Enttäuschungen im Gefolge haben.

Auf Grund solcher und ähnlicher Gedankengänge sind die «Colloquien» bald nach ihrem Erscheinen angefochten worden. Er wehrte sich dagegen, sein Buch sei kein Lehrbuch der Theologie. Es biete nur spielerisch unterhaltende Lektüre und lateinische Sprachübungen. Er lehre nicht gegen die Kirche, sondern lasse nur kirchliche Bräuche diskutieren.

Seine Kritik treffe nicht das Dogma, das heißt, die kirchliche Lehre, sondern nur die unbefriedigende Praxis, einzelne Mißbräuche und Übergriffe. Was den Charakter und die Entstehung der «Colloquien» anbetrifft, hat er mit dieser Verteidigung sicher recht. Für ihn waren sie neben der ernsten, wissenschaftlichen Korrektur und Herausgeberarbeit an den Kirchenvätern wirklich nur Spielereien, scherzende Zeitkritik, zur Unterhaltung und Ablenkung seiner selbst und anderer geschrieben. Er reagierte auf diese Weise, wie wir sagen würden, so nebenbei allerlei beruflichen Ärger ab. Witz und Spott sind zu allen Zeiten die Waffen derer gewesen, die sich auf ihren scharfen Verstand besser als auf ihre robuste Körperkraft verlassen konnten. Erasmus führte die Waffe virtuos, und so mag es sein, daß ihn die Erfolge und der Genuß am eigenen Sport gelegentlich dazu verführten, einen Hieb zu tun, den er in Rücksicht auf seine Stellung als Theologe, auf die tiefen Motive des Kampfes und auf die Gefährlichkeit der Situation besser unterlassen hätte. Auch muß man mit Rücksicht auf seine Kritiker zugeben, daß die «Colloquien» nicht gerade ein religiöses oder christliches Erbauungsbuch in des Wortes engerer Bedeutung genannt werden können. Und wenn er sie im Jahre 1522 mit pädagogischen Absichten dem kleinen, sechsjährigen Erasmus Froben widmete, so war das ein Gelehrtenmißgriff; denn der Inhalt eignet sich ganz und gar nicht für dieses zarte Alter. Einzelne Stücke sind allerdings für jedermann unterhaltend und belehrend, aber diese sind in der Minderzahl. Die übrigen sind zu sehr zeitbedingt und tragen die Spuren einer Epoche der Gärung an sich, wo alles in Frage steht und deshalb auch alles kritisch und satirisch betrachtet wird. Sie setzten alle möglichen Laster und Verirrungen voraus, in welche kindlich lautere Gemüter einzuweihen weder nötig noch wünschbar erscheint. Sowie es nicht guter Pädagogik entspräche, daß man Kinder durch gedruckte Schriften auf die Schwächen ihrer Eltern und aller elterlichen Autorität aufmerksam mache und sie daran gewöhne, eine kritische Einstellung ihnen gegenüber anzunehmen, so wenig ist es am Platz, kindlich fromme und gläubige Christenseelen an diese sehr profane, satirische und spöttische Betrachtungsweise gegenüber der Kirche zu gewöhnen, also sie künstlich mit Problemen zu beschäftigen, die für sie glücklicherweise noch keine Rolle spielen. Warum sie verwirren und unsicher machen und namentlich sie anleiten, alles Heilige zu bespötteln und zu verachten, überall Anzeichen der Zersetzung, des Moders und Schimmels zu sehen? Hiergegen läßt sich allerdings zur Entschuldigung des Erasmus einwenden, daß die «Colloquien» lateinisch geschrieben, also nur für den engen Kreis von Fachkollegen berechnet waren. Auch Thomas Mores «Utopia» eignet sich nicht für ein weiteres Publikum, auch seine in lateinisches Gewand gekleideten Diskussionen waren «gefährlich» und ursprünglich nicht für das breite Volk gemeint; und wenn sie größere Verbreitung erlangt haben, liegt die Schuld nicht bei Thomas More. Die Kirche und die kirchliche Religion erscheinen im Spiegel des Erasmus irgendwie krank. Es ist begreiflich, daß die Leiter der Kirche nicht begehrten, daß man dieses von einem Theologen verfaßte Buch sozusagen mit der stillschweigenden Billigung der Kirche las, wie wenn sie selbst ohnmächtig sich aufgäbe. So erklärt es sich auch, daß das Buch nach Erasmus' Tod auf das kirchliche Verzeichnis verbotener Bücher kam. Man kann auch weiter sagen, daß Erasmus gelegentlich eine gewisse, nicht ganz theologische und nicht ganz christliche

Freude hatte am intellektuellen Spott mit simplen Gemütern, am Versteckenspiel, am Katz- und Mausspiel. Er war imstande, irgendwo ein übelriechendes Giftkräutlein zu setzen und, wenn man es ihm zeigte und ihn fragte, was das sei und was er damit wolle, so konnte er mit der unschuldsvollsten Miene der Welt beteuern, daß das nicht so schlimm gemeint sei, und daß er an einem andern Ort dafür die freundlichsten Katzenäuglein und den biedersten Ehrenpreis gepflanzt habe. Dante geht in seiner «Divina Commedia» zum Teil viel härter mit den Sündern auf päpstlichen und bischöflichen Thronen und mit den unwürdigen Insassen von Klöstern ins Gericht als Erasmus, aber dem pathetischen Schmerz und der gerechten Entrüstung des Dichterpropheten sieht man eine solche Kühnheit eher nach als dem doch etwas giftigen Spott des Satirikers. Man spürt bei Dante eine Pietät und Verehrung der Kirche, die man bei Erasmus vermißt.

Von diesen Schwächen abgesehen aber hat Erasmus auf Grund seiner moralischen Anregungen in den «Colloquien» und auch im «Encomium», das wir sogleich betrachten werden, zweifellos einen Anspruch darauf, als Erneuerer und Schärfer des sittlichen Bewußtseins seines Zeitalters und ebenso in vollem und wahren Sinne des Wortes als Reformator des religiösen Lebens zu gelten. Die Dinge liegen zwar so, daß weder Katholiken noch Protestanten ihm heute diesen Titel gönnen. Die nach ihm kamen, haben seine Ideen ein jeder in seiner Weise übernommen und verarbeitet, und die weite Welt ist sich nur mehr der historischen Bedeutung eben dieser seiner Nachfolger bewußt. Für den Historiker aber ist es Pflicht, festzustellen, daß die «Colloquien» und das «Encomium Moriae» den besondern Beitrag des Erasmus zum großen Werk der durch Reformation und Gegenreformation vollzogenen Erneuerung des religiösen Lebens enthalten. Und vielleicht gerade deshalb, weil die Weisheit des Erasmus nicht in trockenen Lehrsätzen und in schulmäßiger Theorie, sondern in lebendigen Gesprächen über aktuelle Einzelfragen dargeboten wurde, übte sie eine nachhaltige Wirkung aus.

Es geht auch nicht an, des Erasmus Verdienste dadurch abzuschwächen, daß man sagt, der spanische Cardinal Cisneros, der Zeitgenosse Ferdinands und Karls V., habe auf katholischer Seite eine solche sittliche Reform, wie sie Erasmus in der Theorie anregte und anstrehte, durch die Tat vorweggenommen. Cisneros hat wirklich durch seine Säuberungsmaßregeln der «Reformation» in Spanien in gewissem Sinne den Boden entzogen. Aber seine Eingriffe beschränkte sich auf den Mönchsgeistlichkeit; er stellte die Disziplin der Gelübde und Regeln wieder her und sorgte dafür, daß sie streng gehandhabt wurde. Erasmus' Erkenntnis und Streben gingen viel weiter und tiefer. Mit der Straffung der Ordensdisziplin war nach seinem Urteil noch nicht viel gewonnen. Er stellte die Diagnose, daß die allgemein übliche Frömmigkeit des Volkes und des Klerus nicht mehr echt christlich war, daß sie alle Zeichen der Erschlaffung, der Vergrößerung, der mechanischen Routine, der Materialisierung an sich trug; daß an die Stelle des echt religiösen Glaubens vielfach der Aberglauben getreten war, und daß eine Besserung nur zu erreichen sei, wenn man sich an den Quellen des Christentums, das heißt an den heiligen Schriften und den Vätern, neu für das christliche Ideal begeistere und die alten Formen mit diesem neuen Geist erfülle. Dies ist das Leitmotiv seiner Anregungen, wie es besonders im «Convivium religiosum» klar zutage tritt: Formen und

Riten, die vielen damals alles galten, sind nicht die Hauptsache, sondern sind Nebensachen. Die Hauptsache ist der Geist, der sie füllt, und weil ihm die Gebete und Bräuche in vielen Fällen neben der Größe der christlichen Tugenden, des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe, geringwertiger, ja sogar störend und hemmend erschienen, leitete er aus seiner Leidenschaft für das Große die innerliche Rechtfertigung zur geringschätzigen Behandlung gewisser Bräuche und Riten ab. Es ist gelegentlich gesagt worden, Erasmus habe es an Mut gefehlt, er sei wichtigen Entscheidungen aus dem Wege gegangen und habe sich vor ihnen in seine Gelehrtenstube verkrochen. Das ist nicht richtig. Er wußte, daß er mit seinen Anregungen im «Enchiridion», in den «Colloquien» und im «Lob der Torheit» in ein Wespennest langte; aber er war kühn und unerschrocken genug, die Wespenstiche zu riskieren. Auch hat er den kirchlichen und weltlichen Fürsten, das heißt den Mächtigen dieser Erde, von denen doch sein Glück abhing, überall den Spiegel tapfer vors Gesicht gehalten und ihnen scharf gesagt, was für eine Verantwortung sie trugen, und was für grobe Fehler sie begeingen. Erasmus mag allerlei Kritik verdienen; aber daß es ihm an Mut gefehlt habe, das läßt sich auf keinen Fall von ihm sagen.

3. DIE BRIEFE

Was von den «Colloquien» gesagt worden ist, gilt fast alles, nur in noch höherem Maße, für die Briefe. Erasmus' Briefe sind Schöpfungen des Augenblicks, Kinder der Eile, Äußerungen seiner stilistischen Virtuosität, sozusagen Hobelspane aus seiner Werkstatt. Sie sind flüchtig, das heißt, ohne besondere Sorgfalt hingeworfen worden. Man merkt es ihnen ganz wohl an, daß die Feder, die sie zu Papier brachte, dem Fluß der Gedanken kaum nachzukommen vermochte. Zudem wurden sie nur auf Bitten seiner Freunde und ohne Sorgfalt herausgegeben, zum Teil nicht von ihm oder nur schlecht revidiert. Viele Daten sind, weil erst nachträglich ergänzt, unrichtig. So füllen sie jetzt in der Sammlung von P. Allen zusammen mit den an Erasmus geschriebenen Briefen acht dicke Bände; etwa drei stehen noch aus. Ihr Inhalt ist bald ernst, bald heiter. Auf alle Fälle stellen sie das familiärste und persönlichste Dokument der modernen Literatur seit den Tagen Ciceros dar. Sie bilden eine ganz entzückende Lektüre. Der Schreiber scheint zwar oft über belanglose Nichtigkeiten zu plaudern. Aber wie er diese Nichtigkeiten behandelt, das ist einfach köstlich. Er sieht mit seltsamer Schärfe die sauberen Realitäten des Alltags, packt sie seltsam sicher an und weiß sie sachlich interessant und menschlich liebenswürdig zu gestalten. Die Mängel der Korrespondenz liegen auf der Hand. Erasmus' Seele war gleichsam im Négligé, das heißt, er ließ sich etwas gehen, wenn er Briefe diktierte. Seine spitze Zunge gefiel sich in Médisance. Ohne Gêne, keiner Verschwiegenheit fähig, nicht imstand, einen lustigen Einfall zu unterdrücken, stets von Stimmungen, von Situationen oder von Gedanken an den augenblicklichen Adressaten beherrscht, schrieb er gelegentlich voneinander Abweichendes und Widersprechendes, ganz wie es Kindern oder hübschen Frauen zu passieren pflegt, die sich in

den Kopf setzen, jedem Menschen, der ihnen gefällt, auch zu gefallen und sich darauf verlegen, ihn zu bezaubern. Ernste Männer der Wissenschaft sind deswegen an Erasmus irre geworden, sind strenge mit ihm ins Gericht gegangen und haben ihn sogar der Unwahrhaftigkeit oder gar der Lügenhaftigkeit gezichen. Ich glaube nicht, daß dieser Vorwurf billigerweise aufrechterhalten werden kann. Es ist nun einmal so, daß temperamentvolle Menschen in Dingen, die ihnen nicht wichtig erscheinen, gern behaupten, was sie im Moment für wahr haben wollen, und abstreiten, was ihnen augenblicklich unbequem ist. Ob daran mehr das Sich-nicht-erinnern-wollen oder das Sich-nicht-erinnern-können schuld ist – meist ist beides zugleich im Spiel, – das zu entscheiden, ist ein vergebliches Bemühen. Aber daß man solche Wandlungen und Schwankungen nicht einfach als Unaufrichtigkeit bezeichnen darf, geht daraus hervor, daß dieselben Menschen ebenso oft ganz entzückend aufrichtig und offen und ganz entwaffnend treuherzig sein können. Zu dieser Art von Menschen gehörte Erasmus. Gewisse Historiker haben ganz ähnlich Ciceros Briefe unter die Lupe genommen und zu ihrem Erstaunen, ja zu ihrer ehrlichen Entrüstung entdeckt, daß Cicero fürchterliche Widersprüche beging, daß er, um es derb bildlich auszudrücken, im Frühjahr am liebsten Spargeln aß und im Spätjahr am liebsten Trauben, daß er an einem Regentag auf alle Welt schlecht zu sprechen war und an einem Sonnentag jedermann ein freundliches Wort gönnte, und daraufhin haben sie dann, um mit Schiller zu reden,

was planlos war geschehn
Weitsehend planvoll ihm zusammengeknüpft,
Und was der Zorn und was der frohe Mut
Ihn sprechen ließ im Überfluß des Herzens,
Zu künstlichem Gewebe ihm vereint
Und eine Klage furchtbar draus bereitet,
Dagegen er verstummen muß.

Eine solche Art des Vorgehens ist nicht billig. Auf Grund der Prüfung solcher Korrespondenzen kämen alle mitteilsamen Naturen zur Zensur, sie seien oberflächlich, schwach, charakterlos. Nur gezügelte Schweiger von der Art Cäsars, welche bei allem, was sie schreiben, die Aufmerksamkeit auf die objektive Wirkung des Geschriebenen richten, welche Sinn für monumentale Würde besitzen, und welche Distanz von den Tatsachen zu halten verstehen, kämen gut weg. Aber in Wahrheit enthält doch jede Seite des «Gallischen Krieges» Cäsars mehr Zugeschliffenes als ein ganzes Bändchen ciceronianischer Briefe. Und mit der eiskalten Kunst der Verschwiegenheit und der diamantglatten Politur ist das menschliche Mitteilungsbedürfnis und die menschliche Ausdrucksfähigkeit nun einmal nicht erschöpft.

Zugegeben, Erasmus zeige in den Briefen etwas von der rassigen Eigenwilligkeit einer Primadonna, die, sich ihrer Reize und Talente wohl bewußt, sie alle virtuos vor unsren Augen und Ohren spielen läßt, so ist das nicht der ganze und namentlich nicht der große Erasmus. Und zudem steckt darin gerade eine gewisse Aufrichtigkeit, daß er seine Fehler gar nicht verhüllt, sondern sie ruhig aufdeckt, gleichsam mit der Voraussetzung: «So bin

ich! aber ich bin noch mehr! meine Größe kann sich eine Lässigkeit erlauben.» Gewiß, Erasmus war beweglich, empfindlich, leichtblütig, quecksilbrig, er reagierte lebhaft auf jeden einzelnen Eindruck. Er hatte auch etwas betont Ungeniertes, aber er tyrannisierte und terrorisierte wenigstens niemand mit seiner Weisheit. An gewisse Dinge erinnert er sich auch nicht mit derselben Schärfe, wie die nachrechnenden Historiker. Er gab sich keine Mühe, sie genauer in Erfahrung zu bringen. Er schrieb, wie es ihm gerade zu Mute war; je nachdem etwas für ihn aktuelle Bedeutung hatte oder nicht, ließ er den Vorhang darüber fallen oder er ließ es in hellerem Licht aufleuchten.

Auf Grund der Korrespondenz hat man Erasmus auch den Vorwurf der Bettelhaftigkeit gemacht. Gewiß, Erasmus bettelte in den Briefen, namentlich in den früheren Jahrgängen seiner Korrespondenz, ganz unverschämt; sozusagen jeder Brief läuft irgendwie aufs Betteln hinaus. Aber man kann ihm deshalb gar nicht böse sein, so unverschämt, so kraß, so drollig, so liebenswürdig, so unwiderstehlich bittelt er. Er hat nie Geld, und wenn er welches hat, gibt er es gleich aus oder verliert es, und dann hat er die Idee, andere, nicht er, hätten davon Nutzen gehabt. Er war persönlich arm und machte sich aus dem Geld keinen Götzen, aber er war zu weltklug um nicht einzusehen, daß es ohne Geld nicht ging, und da er mit ungeheurem Fleiß für Ziele arbeitete, die ihm keinen klingenden Ertrag einbrachten, und da er alles für seine heilige Wissenschaft verbrauchte, da er ferner wußte, daß die, die er anbettelte, Geld im Überfluß hatten und es für viel törichtere Zwecke verwendeten, so machte er sich ganz und gar kein Gewissen daraus, die vornehmen Herrschaften frei anzubetteln. Er servierte ihnen, wenn es nötig war, ganze Töpfe voll Schmeichel-Konfitüre, um sie zum Geben geneigt zu machen, und tröstete sich mit dem Gedanken, gewisse Herrschaften seien nun einmal so; wenn man etwas Gutes von ihnen wolle, müsse man ihnen durchaus so und nicht anders beizukommen suchen.

4. DAS LOB DER TORHEIT

Das Lob der Torheit («Encomium Moriae» oder «Stultitiae Laus»), das 1509 als Improvisation in den Alpen auf der Reise von Italien nach England entstanden und dem Freunde Thomas More gewidmet war, darf man als das literarische Hauptwerk des Erasmus, und wenn nicht als eine der größten Schöpfungen der Weltliteratur, so doch als einen der größten Würfe eines großen Künstlers bezeichnen. Seine Hauptvorzüge sind die vornehme sittliche Haltung, die überlegene, leicht ironische Welt- und Menschenbetrachtung und die fein temperierte, zwischen Ernst, Humor und Witz wechselnde Stimmung. Als Dichtung ist das «Lob» allerdings nicht genügend ausgestaltet; es ist zu zeitgebunden und im satirischen Teil gar fachmännisch, um nicht zu sagen schulmeisterlich, detailliert. Es fällt auch schwer, zu sagen, zu welcher Dichtungsgattung man das «Lob» eigentlich rechnen soll. Sicher ist es zunächst Satire, allerdings nicht von der bittern, haßerfüllten, sondern eher der leichtern, scherhaften Art. Aber es steht hoch über allen großen Satiren der Welt-

literatur in seiner Universalität, in seinem Tiefsinn, seiner Selbstironie, seinem humanen und christlichen Adel, insbesondere in seiner wundersamen Verschmelzung von olympischer Heiterkeit und tieferster christlicher Frömmigkeit. Wenn das Wort «göttlicher Humor» irgendwo am Platz ist, so darf man es zur Bezeichnung der besonderen Qualität dieses Büchleins brauchen. Der Inhalt der «Declamatiuncula» («kleine Redeprobe», wie Erasmus selbst sie nennt), läßt sich unmöglich in Form eines Auszugs angeben. Es ist eine «Fantasia con brio» über das Thema «Alles ist Torheit; Torheit hat alle Macht auf Erden, und in der Torheit besteht unser Menschenglück». Alles, was in den «Colloquien» einzeln aus der Nähe gesehen und behandelt wird, wird hier mit dem Scheinwerfer geistreicher Anspielungen, der tausend Lichter auf die mannigfachen Torheiten des Menschenlebens sprüht, virtuos von höherer Warte und aus weiterer Ferne zusammengeschaut. An die Stelle des Lächelns tritt unmerklich ein wundersamer, erhabener Ernst, wenn Erasmus die Mächtigen der Erde an ihre Pflicht, an die Größe ihrer Aufgabe erinnert. Und wenn wir am Schluß erkennen, daß wahres Christentum und Seligkeit eine Gabe ist, die nur Einfältigen und Kindern zuteil wird, so fühlen wir uns von einem Geist berührt, der ergreifend und heiligend unmittelbar aus dem Herzen der Evangelien zu strömen scheint.

Diese wunderbare Wirkung des «Encomium Moriae» ist im Grund darauf zurückzuführen, daß es ein ergreifendes seelisches Bekenntnis des Erasmus ist. Die zugrundeliegenden psychologischen Voraussetzungen sind ganz wohl ersichtlich. Erasmus, der Mann der Bücher und des Wissens, der Theologe und Gelehrte, hatte sich sein ganzes Leben lang stets mit demselben Feind, mit der intellektuellen Unzulänglichkeit der Menschen, mit Ungebildeten und Beschränkten, mit Verschrobenen und Zwängern, mit dem Unverständ, dem Wahnwitz und der Stumpfheit in allen erdenklichen Formen und Schattierungen herumgeschlagen. Vermöge seiner besondern Befähigung und Neigung war er von Haus aus darauf ausgegangen, alle Dinge des Lebens vom Standpunkt des Wissen-, Verstehen- und Erklärenwollens, des Ordnens und Vernünftigmachens zu betrachten. Mit der Zeit aber überkam ihn eine Stimmung des «Verleiders», in der er jede Lust verlor, weiter zu verstehen, zu ordnen und zu bessern. Da schaffte sich seine bedrückte Seele im Spott und im Schimpfen Luft. Die Menschen sind wirklich, wie die Stoiker sagen, samt und sonders Toren. Was sie tun, ist eitel Wahnsinn; die Welt ist ein Irrenhaus. Aber auch diese Art der Betrachtung befriedigt auf die Länge nicht. Sie ist überheblich. Man hat ja gar kein Recht, gegen die andern als Richter aufzutreten, denn man fühlt sich selbst nicht fehlerfrei. Und die Rolle des Thersites, des gewohnheitsmäßigen und berufsmäßigen Geiferers, der alles generalisierend von der schlechten Seite und in ungünstigem Lichte sieht oder gar schlecht macht, ist doch eigentlich ekelhaft und ungerecht. Sollte am Ende diese unentrinnbare Torheit nicht etwas Lebensnotwendiges und Gutes sein? Sie ist sicher mächtig, sie hat ihre eigene Größe; sonst wäre sie nicht so unüberwindbar, sonst wäre sie nicht in der Natur vorgesehen. Torheit muß da sein, ja sie ist sogar, wenn man sie recht betrachtet, und wenn man es mit dem geistreichen Sophimus eines geschickten Bankett-Toastes darstellt, eine der größten Wohltäterinnen der Menschheit. Sie ist Weisheit. Wir sind Toren, wenn wir ihr widerstreben. Sie gewährt uns köstlichste Freiheit. Sie lächelt, wo andere sich

nutzlos ereifern; sie tut nie weh; sie zwingt den Gegner – und was gäbe es für einen vollkommeneren Sieg – sogar zum Geständnis seiner Schwäche, sie lehrt ihn die Kunst, über sich selbst zu lächeln. Sie öffnet den Menschen die Augen für die Tiefen und Zusammenhänge. Sie befreit ihn von Spannungen und Einseitigkeiten, sie flößt ihm Toleranz, Humanität und verzeihende Nachsicht ein. So steht «Moria» als eine Göttin erhabensten Geistesadels vor Erasmus. Er gibt ihr selbst das Wort, er läßt sie sich verteidigen und ihr Lob singen. Das eben gehört zu ihrer Torheit, daß sie sich selbst rühmt. Aber man nimmt es ihr nicht übel, sie kann ja ihr Wesen nicht verleugnen. Übrigens ist sie schon durch die Angriffe anderer gezwungen, für sich einzutreten. So besteigt sie das Rednerpult und holt, erfaßt von einer tollen Fastnachtstimmung, in der alle Rollen vertauscht werden, zu einer Verteidigungsrede aus, in welcher die Fülle und Weite des Ausblicks auf die unzähligen Fehler und Schwächen der Menschen und die gedankliche Tiefe bei der Erklärung und Erfassung aller dieser Fehler gleich hohe Anerkennung verdienen, und in welcher sich unbeschwerter, heiterer Humor, schmerzliche Selbstironie und echte christliche Güte in seltener Folge ablösen. Glücklicherweise vermeidet Erasmus die krasse Darstellung moralischer Häßlichkeit, so wie sie zum Beispiel der Danteschen Vision der «Hölle» zu eigen ist. Die Welt des Erasmus ist bei aller Kritik doch sonnig und heiter; seine frohe Laune ist bloß stellenweise gedämpft, nicht eigentlich getrübt. Das stufenweise Sichemporschwingen von der Polemik des Alltags zum Spott der Satire und von da zur Anschauung: «Alles ist Torheit», und von da weiter zur Erkenntnis: «Ich bin ein Tor, der ich ein ganzes Leben lang sie bekämpfte», die Wendung zur Selbstironie und die Offenbarung der Größe christlicher Einfalt, wie da unmerklich die spielerische Sophistik des Scherzes verblaßt und einem heiligen, tiefen Ernst Platz macht – wir sind gleichsam ausgezogen, eine Eselin zu suchen und entdecken plötzlich, daß wir ein Königreich, das Königtum christlicher Seelenhaltung erobert haben –, diese stufenweise Steigerung verleiht dem «Encomium» seine besondere hinreißende Schönheit. Seine Grundstimmung, der in einem wunderbaren Gleichgewicht schwebende Humor, macht es zum direkten Vorläufer von Cervantes' Don Quijote.

Als eine besondere Gunst des äußern Geschickes anzusehen ist die Tatsache, daß ein Künstler vom Range Hans Holbeins die Buchausgabe des «Encomiums» mit feinen Randzeichnungen geschmückt hat. Auch dieses Zusammenwirken eines großen Dichters, eines großen Malers und eines großen Verlegers zu einer gemeinsamen Schöpfung von solcher Bedeutung, ist etwas Einmaliges in der modernen Kulturgeschichte. Trotz seiner satirischen Partien ist das Werk zunächst überall, auch im Schoß der Kirche, richtig, das heißt im Sinn des Verfassers, verstanden, geschätzt und gewürdigt worden. Weder Thomas More noch Leo X. sahen in dem «Encomium Moriae» etwas Gefährliches, sondern lasen es mit hellem Vergnügen. Erst später bekam es im Schatten der «Epistulae Virorum Obscurorum» und anderer, gröberer Pamphlete ein widerwärtiges Gesicht und wurde als Läster- und Brandschrift angefochten.

ERASMUS UND SEINE STELLUNG ZUR REFORMATION

Daß ein Mann von der Art des Erasmus, der sich über alles, was er um sich her geschehen sah, im Kleinen wie im Großen, so ausgesprochene Urteile bildete und, was er dachte, so schneidend scharf, ja man darf wohl sagen, so herausfordernd, geradezu aufreizend, kundgab, eine umstrittene Persönlichkeit sein müsse, ist ohne weiteres klar. Er hatte durch sein Wirken den Ruhm eines Vorkämpfers der religiösen und sittlichen Erneuerung Europas errungen. Diese Wirksamkeit hatte aber nicht nur eine positive, sie hatte auch eine negative Seite. Er hatte Mißbräuche, Schlamperei und korrupte Praktiken in allen Schichten des Volkes bekämpft. Er hatte sich gegen Dunkelmänner, Pedanten und Laffen, gegen Routiniers, Profiteure, Schmarotzer und Gauner aller Art gewendet, die sich in dem ehrwürdigen Gehäuse der Kirche im Laufe der Zeit eingenistet und behaglich eingerichtet hatten. Alle diese Elemente hatte er sich zu Feinden gemacht; und sie vergalteten ihm seine Feindschaft, so gut sie konnten, und mit den Mitteln, die ihnen zur Verfügung standen. Darüber hinaus aber hatte er auch seriöse Gegnerschaften auf den Plan gerufen. Die Männer der Praxis sahen die Dinge anders als der Stubengelehrte, der Mann der Theorie. Viele, die in den unruhigen Zeiten ängstlich auf die Wahrung der geistlichen Autorität bedacht waren, fürchteten mit gutem Grund für den Bestand der Kirche und betrachteten den leichtsinnigen, verwegehen Holländer als einen Spaltpilz, einen Mitläufer und Wegebereiter Luthers und der Glaubensspaltung. Dem gegenüber ist zu sagen, daß sich Erasmus trotz seiner gelegentlichen Kritik am päpstlichen Regiment nie gegen die kirchliche Obrigkeit aufgelehnt, daß er nie an eine Spaltung oder einen Abfall von Rom gedacht hat. Nach seiner Ansicht konnte die Erneuerung der Kirche sich nur eben durch diese römische Kirche und im Schoße dieser Kirche vollziehen. Cardinal Gasquet hat in seinem Werke «Eve of the Reformation» den Nachweis geleistet, daß sich Erasmus trotz seiner Kritik an religiösen Volksbräuchen und trotz einzelner, zugespitzter Äußerungen auch dogmatisch nicht von der römischen Kirche entfernt hatte. Daß in seinen Augen die christliche Gesinnung der Evangelien wichtiger war als die mehr oder weniger mechanisierten Andachtsformen des Volkes, stempelt ihn noch nicht zum Rebellen. Die römische Kurie hielt es allerdings im Zeitalter der Gegenreformation für nötig, gewisse Schriften des Erasmus zu verurteilen, weil sie geeignet waren, die Absichten der Neuerer zu fördern und die treu gebliebenen Gläubigen zu verwirren. Erasmus wurde tatsächlich in Deutschland, Spanien, Portugal und auch in Italien mißverstanden, seine Schriften wurden gegen die römische Kirche ausgespielt. Heute aber können wir freier und gerechter urteilen und den Lehrer gegen Vorwürfe in Schutz nehmen, die seine irrenden Schüler treffen. Als Luther in Worms mit den Obrigkeitkeiten brach und namentlich als Erasmus in Basel einige Jahre später selbst den Bildersturm erlebte und Zeuge war, wie man versuchte, die religiöse und sittliche Erneuerung mit den Mitteln physischer Gewalt und roher Zerstörung durchzuführen, wandte er sich von den Neuerern ab. Dadurch zog er sich auch die Feindschaft der Protestantten zu, ohne sich die früheren Gegner auf der altgläubigen Seite zu versöhnen. Er galt auf beiden Seiten als unentschieden, als lau und feige, ja als Drückeberger und Verräter, ganz zu unrecht; denn

er stand tatsächlich für rein geistige Werte ein, während viele seiner Feinde links und rechts von politischen und materiellen Interessen getrübte Ideen verfolgten.

Gewiß, es gab Männer, die in jenen Jahren (um 1521) mehr Mut zeigten als Erasmus, und zu diesen Männern gehörte sicher Luther. Aber soviel sah doch wohl auch der Stubengelehrte Erasmus ein, daß sich die erstrebte Reformation nicht so säuberlich und peinlich wie ein Rechenexempel durchführen ließ, daß ein Akt der Selbsthilfe und der Aufkündigung des Gehorsams eine Umwälzung von mehr als gewünschtem Ausmaß auslösen konnte. Und daß sich Erasmus scheute, die Verantwortung hiefür zu übernehmen, das darf man billigerweise nicht als Feigheit bezeichnen. Schließlich ist Revolution bis zu einem gewissen Grad Temperamentssache. Erasmus war nie ein Feuerkopf oder ein Feuerbrand gewesen; zu einem Volkstribunen, zu einem Gracchus oder Rienzi fehlte ihm auch alles und jedes, robuste Gesundheit, Begabung und Neigung. Und wenn er es je gewesen wäre, muß man immerhin bedenken, daß er zur Zeit des Reichstags von Worms mehr als 50 Jahre alt war. Das ist sicher nicht das Alter, welches Menschen zur Entfesselung einer Revolution besonders geneigt oder geeignet macht.

Wir können begreifen, daß sich gewisse heißblütige Zeitgenossen des Erasmus über ihn ärgerten, weil sie mehr von ihm erwarteten, als er gesonnen und geschaffen war zu geben. Aber daß wir uns heute noch, aus der Distanz von 400 Jahren, über ihn ärgern, daß er kein Luther und kein Loyola gewesen ist, ist doch eigentlich eher grotesk. Wir sollten uns vielmehr bemühen, das Walten der göttlichen Vorsehung zu verstehen, die einen Erasmus neben einen Luther und einen Luther neben einen Erasmus gestellt hat, zum deutlichen Beispiel, daß das Weltgeschehen wie überhaupt das Menschenleben etwas viel reicher Gewobenes, Tieferes und Geheimnisvollereres ist als gewisse einfache Naturen anzunehmen geneigt sind, und daß es uns Menschen nie vergönnt ist, etwas Gutes zu verwirklichen, ohne daß wir zugleich Ungutes anrichten. Das hängt damit zusammen, daß jedes Ding zwei Seiten hat. In Momenten der Krise sehen die führenden Menschen nur die eine. Im historischen Rückblick haben wir die Pflicht, beide zu sehen.

Wenn Erasmus sich in dem religiösen Streit mehr zurückhielt, als es sowohl die Anhänger des alten Glaubens, wie die Befürworter der Reformation glaubten erwarten zu müssen, so hatte er noch andere gute Gründe. Es ist eine historische Tatsache, daß das religiöse Leben damals unter vielen Mißständen und Mißbräuchen litt. Eine Reformation, das heißt, eine Vergeistigung und Verinnerlichung des religiösen Lebens und eine Besserung der Sitten, war nötig und fällig. Sie ist auch tatsächlich gekommen, und daß Erasmus sich unter den ersten für diese Erneuerung einsetzte und die Mißbräuche bekämpfte, spricht nicht gegen, sondern für ihn. Zugleich hatte er aber sein ganzes Leben lang sein humanistisches Ideal gegen die Angriffe von Reaktionären, das heißt rückständigen und engstirnigen Männern, verteidigt, und unter diesen befanden sich zahlreiche, welche zu gleicher Zeit Gegner Luthers waren; es war nichts anderes als eine Sache des seelischen Taktes, daß er sich nun nicht plötzlich in die vordersten Reihen des Kampfes gegen seine früheren Bundesgenossen stellen und denen zu Hilfe kommen konnte, die er früher hatte bekämpfen müssen. Daß er trotzdem seinen Idealen treu blieb und ruhig weiter arbeitete, ist gewiß nicht weni-

ger heroisch als das frische Draufgängertum jener, die im Kampf um die Macht weltliche Gewalten in ihrem Rücken hatten. Der beste Trost war ihm wohl, daß die Männer, auf deren Urteil er am meisten gab, Männer von der Art des Thomas More's und John Fishers, ihn nicht aufgaben. Diese verstanden wenigstens, daß er sich nicht aus Feigheit vom Streit möglichst zurückhielt, sondern weil er beide Extreme verabscheute und es für unwürdig und nutzlos hielt in einen Kampf einzugreifen, der bald nach seinem Ausbruch schon nicht mehr mit den Waffen des Geistes geführt wurde. Daß Erasmus sich also vom Kampf der Leidenschaften fern hielt und zwischen den «Rufern im Streit» links und rechts im ruhigen Gleichgewicht seines klarblickenden Verstandes blieb, darf ihm nicht zum Nachteil, sondern muß ihm zum Vorteil ausgelegt werden.

Wenn man an ihm einen Mangel finden mag, so ist es der, daß er in seiner ganzen geistigen Haltung etwas Weltmännisches, stark Verstandbetontes und vielleicht Ironisches hatte. Er war tatsächlich zu sehr und zu einseitig Verstandesmensch, um den Stürmen seiner Zeit gewachsen zu sein. Luther hat zunächst mit den Kräften seines Gemütes und Calvin mit den Kräften seines Willens mehr Erfolg gehabt bei den Massen des Volkes. Erasmus schien im Moment nur für eine Aristokratie des Geistes zu wirken. Man darf sogar sagen, Erasmus wurde dem Irrationalen in der Religion nicht ganz gerecht, und er hatte vielleicht eine Abneigung gegen Luther, die Franziskaner und andere ihnen verwandte NATUREN gerade deshalb, weil in der franziskanischen und in der lutherischen Frömmigkeit das irrationale Element so stark war. Sicher ist, daß er weniger heftige Gegner gehabt hätte, wenn er sie nicht mit der Schärfe seines Verstandes und mit seinem lucianischen Spott, das heißt mit den negativen Seiten seines Wesens, gereizt hätte. Aber auch wenn man an diesem Punkt Anstoß nimmt, muß man zugeben: Erasmus spottete nicht über das Heilige selbst und machte nicht das Göttliche lächerlich. Sein Spott richtete sich nur gegen Mißbildungen und Wucherungen am sichtbaren Leibe der Religion, gegen Äffereien und Fälschungen, und im Vergleich zu Luther, Hutten und selbst More war sein Spott feinerer Art.

Um die Stellung des Erasmus in den Kämpfen der Reformation gerecht beurteilen zu können, muß man ferner folgendes bedenken. Wir wissen heute aus den harten Tatsachen, wieviel Häßliches und Furchtbare, Nie-wieder-gut-zu-Machendes seit dem Reichstag von Worms geschehen ist. Wir kennen alle diese Jahrzehnte wenn nicht Jahrhunderte überdauernden religiösen Feindseligkeiten und Verfolgungen, den Raub des Eigentums, die Vertreibung aus der Heimat, die Verdächtigungen, Verlästerungen und Verleumdungen, die Anwendung qualvoll moralischen Druckes, den mörderischen Religionskrieg, die Hinrichtungen, und wir wissen, daß all dies im Namen Gottes geschah, um den Menschen die heiligsten Überzeugungen und Gesinnungen aus dem Herzen zu reißen. Diesem Geschehen gegenüber empfinden wir mit Recht Abscheu. Zur Zeit des Erasmus lagen aber alle diese Tatsachen noch nicht vor. Damals war noch alles im Fluß. Erasmus konnte nicht wissen, wie weit Luther und Melanchthon gehen würden in ihrem Widerstand und in ihrer Auffassung gegen Rom; ob sie nicht vielleicht doch noch einlenken würden; oder wohin ihr Trotz führen würde. Er konnte ebenso wenig wissen, wie weit Rom den Mißständen und der

heiklen Lage in Deutschland und England Rechnung tragen und entgegenkommen würde. Er lebte noch in der Zeit, wo man den Lauf der Ereignisse mit Rat und Tat beeinflussen konnte. Also darf man ihm nicht die volle Verantwortung für Geschehnisse aufbürden, die seitdem erst eingetreten sind, insbesondere, da er bis zuletzt unbirrt dem Frieden und der Versöhnung das Wort redete. Ebenso muß man billigerweise zugeben, daß Erasmus, gestützt auf soviel einflußreiche und edle, über das ganze Abendland zerstreut lebende Gesinnungsgenossen wie More und Fisher in England, Budé in Frankreich, die Erzbischöfe von Sevilla und Toledo in Spanien und so weiter, und getragen von der persönlichen Gunst der Päpste und der mächtigsten europäischen Fürsten, in guten Treuen glauben konnte, eine Erneuerung des religiösen und sittlichen Lebens, wie er sie ersehnte, könne auch im Rahmen der Kirche ohne Schädigung des Prinzips der Autorität und Einheit durchgeführt werden. Es ist wohl verständlich, daß leidenschaftlich empfindende Protestanten und Katholiken sich über Erasmus ärgerten. Sie taten es von ihrem Standpunkt aus nicht ohne Grund. Von Luther und Hutten aus gesehen, erschien seine Figur unbestimmt, blaß, schwach und schwankend. Er hatte kein Feuer und Blut in den Adern. Sie hatten in ihm keinen verlässlichen Bundesgenossen. Erasmus war zu abstrakt, zu «ätherisch», ein Mann des Wortes eher als ein Mann der Tat. Die Katholiken ihrerseits haben ihn irgendwie als oberflächlich und leichtfertig, als schemenhaft und spielerisch, als Proteusnatur empfunden; seine Theologie sei dilettantisch unklar, seine Lehre quallig, nicht scharf umrisse. Religiöse Naturen auf beiden Seiten empfanden es als einen Mangel, daß er zwar theologische Arbeit leistete, im wesentlichen aber sich doch eher als Mensch und Künstler gebärdete denn als Theologe. Er vergaß oft die Würde und Zügelung, die er einem Berufe, welcher Gott und dem Göttlichen so nahe stand, schuldig war. Er zeigte wenig Sinn und wenig Ehrfurcht für die ehrwürdigen, ausdrucksvollen und altgeheiligten Formen kirchlichen Gottesdienstes. Das «ridendo dicere verum», «lachend die Wahrheit sagen», war nicht nach dem Geschmack aller, namentlich wenn Höchstes, Heiliges und Göttliches auf dem Spiele stand. Erasmus erschien ihnen zu selbstsicher, als verwegener Virtuose des Intellekts zu wenig von der göttlichen Sache ergriffen. In diesen kritischen Aussetzungen ist vieles, aber nicht alles richtig. Man hat den Humanismus des Erasmus auch gelegentlich, wie den Humanismus der Renaissance schlechtweg, so verstanden, als handle es sich bei ihm um eine Erhöhung des menschlichen Prinzips gegenüber dem Göttlichen. Das mittelalterliche Denken habe sich vorbehaltlos der göttlichen Autorität unterstellt; die Humanisten hätten in freveler Selbstvergötterung den menschlichen Verstand und den menschlichen Willen auf die Altäre gehoben: das Menschliche sei damals zum Maß aller Dinge gemacht worden. Irgend etwas derartiges ist ohne Zweifel im Zeitalter der Renaissance geschehen; das Verhältnis des Menschen zum Göttlichen hat sich tiefgehend verändert. Aber von solch revolutionärer, titanischer Art war der Humanismus des Erasmus nicht. Er wendet sich nicht gegen Gott oder gegen das Wissen von Gott schlechtweg: seine Parole ist viel beschränkter und bescheidener; er wendet sich bloß gegen die rein mechanische Beherrschung dieses Wissens von Gott, gegen technische Routine und Doktrinarismus innerhalb der Theologie und des Gottesdienstes. Er verlangt, daß das Wissen von Gott und den Menschen lebendig sei, und

daß es den ganzen Menschen erfasse, nicht bloß seinen Verstand oder gar nur sein Gedächtnis und seine mechanische Reproduktionsfähigkeit.

In einem bestimmten Punkt aber waren die Befürchtungen gegenüber dem kühnen Vorgehen des Erasmus nicht unberechtigt. Es lag etwas Beängstigendes darin, daß das ganze Lehrgebäude der Kirche – oder, besser gesagt, die ganze Welt, wie sie im Glauben und in der Vorstellung der damaligen Menschheit dastand und im einzelnen die Grundlage für Denken und Handeln bildete – davon abhing, wie ein beliebiger, einzelner, profaner Gelehrter, ein Philologe, irgend ein Wort oder eine Stelle der Bibel las und deutete. Die gesamte heilige, ehrfurchtgebietende Autorität der Kirche, personifiziert in Papst und Bischöfen, Konzilien und Universitäten, die dieses Weltbild aufgebaut hatte und verwaltete und schützte, wurde damit allen möglichen Angriffen von außen ausgesetzt. Die Theologie geriet in die Abhängigkeit von der philologischen und historischen Kritik. Sie war fortan keine Königin der Wissenschaften mehr, sie war von nun an eher einem gebrechlichen, allen Stürmen ausgesetzten Boot vergleichbar.

Es war überdies tatsächlich etwas Gefährliches, Kühnes, ja geradezu Dämonisches an seiner ungezügelten, nur auf Wissen und Klarlegung ausgehenden Geistigkeit. Die Franziskaner in Löwen und Spanien hatten so unrecht nicht, wenn sie in diesem Geist etwas nicht nur für ihren Orden, ihre Kirche und ihre Religion, sondern für die Menschheit und die menschliche Seele schlechthin Unheimliches empfanden. Dante hat seiner Überzeugung von der Gefährlichkeit dieses Dranges an einer Stelle seiner «Hölle», die Volksdichtung der Zeit des Erasmus in der Sage von Faust und der humanistischste der Dichter der Renaissance, der Portugiese Camões, im Warnungsruf des «Cap der Stürme» erhabenen Ausdruck verliehen. Es ist die Überzeugung von der Gefährlichkeit ungehemmter Wissensbegierde, die vor nichts halt macht, die Überzeugung, daß Gott nicht mehr Gott wäre, wenn wir ihn mit unserem Wissen restlos meisterten, wenn er uns nicht zugleich geheimnisvoll entrückt bliebe, daß wir also Gott feindlich sind, wenn wir tun, als ob wir über ihn alles bis ins letzte so klar wüßten oder wissen könnten.

Zum Punkt «Riten und Zeremonien» ist zu sagen, daß ihnen Erasmus, wenn er sie in seiner nüchternen Art als Bestandteile äußerer Werkheiligkeit schlechtweg verurteilte oder höchstens gerade noch duldet, allerdings nicht gerecht wird. Denn als Formen gottesdienstlichen Handelns sind diese Bräuche und Übungen – man denke an Bitt- oder Segensgebärden, an Tauf-, Hochzeits- oder Begräbnisriten – nicht einfach abergläubische Zeichen und magische Gesten, die den Handelnden von religiösem Denken und Fühlen dispensieren. Sie sind nicht von jeher mechanisch, das heißt gedanken- und sinnlos vollzogen worden und sollen nicht religiöses Fühlen und Denken ersetzen: sie sind im Gegenteil mit religiösem Denken und Fühlen aufs engste verbunden und psychologisch sowohl wie historisch aus sehr intensivem, stark bewegtem religiösem Enthusiasmus hervorgegangen. Sie sind zum Teil sehr poetisch und von hoher, edler Ausdruckskraft. Wenn man diese Formen preisgab, riskierte man, mit den Formen auch die Fähigkeit zu dem ihm entsprechenden religiösen Schwung, zu dem hohen Grad religiöser Ergriffenheit und Begeisterung zu verlieren. Es bestand die Gefahr, daß dann mangels Übung das religiöse Fühlen matter und blässer

würde; denn auch ein Zu-Wenig an Convention kann das geistige Leben erdrosseln, nicht nur ein Zu-Viel. Der Ausdruckskraft solcher Bräuche entspricht gewöhnlich eine nicht geringere Kraft des Eindrucks auf andere. Sie schaffen eine Atmosphäre lebhaften religiösen Fühlens, welche nicht nur die Nächstbeteiligten, sondern das ganze Volk fortwährend in einer mit der Gottheit verbundenen Lebensstimmung erhält. Sie sind Gefäße, welche religiöse Stimmung, heiligen Enthusiasmus enthalten und vermitteln, aber auch erhalten und bewahren, an deren Gehalt sich stets neue Generationen zu heiliger Begeisterung entflammen können. Solche Bräuche und Übungen verlangen daher nicht nur, was Erasmus ihnen zu gewähren geneigt war, mehr oder weniger grollende oder wohlwollende Duldung, sondern verständnis- und liebevolle Pflege, begeisterter und begeisternde Ausübung.

Trotz allem hat Erasmus Anspruch, daß man ihn, abgesehen von diesen letztern Vorwürfen, nicht nur vom Standpunkt jetzt bestehender, bestimmter Parteien und Institutionen beurteilt. Es ist geradezu Pflicht des Verfassers eines Lebensbildes des Erasmus, daß er den Standpunkt des Erasmus selbst darbiete, und dieser Standpunkt darf sich sehr wohl sehen lassen.

Erasmus sah im Erwerb des humanistischen Wissens und sprachlichen Könnens reiche Möglichkeiten der Erkenntnis Gottes und der Welt und der Veredlung und Erhöhung des menschlichen Lebens auf Grund der neu geweckten Gotteserkenntnis. Diesen Möglichkeiten nachzugehen und dabei stets zu betonen, daß Religion in ihrem innersten Kern nicht bloß Form, Regel und Zwang, sondern ebenso sehr spontane, freie, echte Liebe, warme Gottesbegeisterung und Gotteserfülltheit ist, das war das große Abenteuer seines Lebens. Das war sein «großes Anliegen». Dem widmete er sich mit dem Einsatz aller seiner seelischen und körperlichen Kräfte wie ein richtiger Gralsritter. Alles andere war ihm Nebensache. Dieser Aufgabe blieb er tatsächlich treu. Ihr zuliebe hielt er sich frei und unabhängig von allem andern. Ihr zuliebe ließ er sich nicht von andern in ein Boot nehmen, in welchem er dann nicht mehr der Steuermann gewesen wäre; er folgte seinem eignen Stern.

Zu den Anklagen, die Erasmus' schwankende Haltung, insbesondere gegenüber der Reformation, der Kritik unterziehen, kann soviel bemerkt werden: Sein starkes Temperament empfand gegenüber der Erstarrung der Frömmigkeit seiner Zeit zunächst das Bedürfnis nach Auflockerung des religiösen Lebens, weg von der Routine, vom Mechanismus, von der toten Form zur gefühlvollen, gesinnungsgesättigten, vergeistigten Religion. Deshalb begünstigte er auch eine weite und tolerante Auffassung gewisser kirchlicher Lehren. Später, als er sah, daß unter der Führung radikalerer Naturen diese Auflockerung zu einer Auflehnung und Anarchie der kirchlichen Religiosität auszutreten drohte, bezeugte er mehr Sinn und Verständnis für die Notwendigkeit eines festen Haltes in Dogma und Institutionen. Innerlich aber blieb er stets derselbe; sein Ideal war die goldene Mitte, der delikate Gleichgewichtszustand zwischen Bestehen und Wandel, zwischen Gesetz und Leben, zwischen starrer Festigkeit und schrankenloser Freiheit.

Diese gerade Linie geht durch seine Lehre und sein Leben. Nur wenn sie nicht da wäre, wenn etwas Heuchlerisches oder Muckerisches, eine Doppelzüngigkeit, ein Abfall von einer innern Überzeugung, einzig erklärlich aus materiellen Rücksichten, in seinem Wesen

und in seiner Laufbahn nachzuweisen wäre, hätten wir das Recht, ihn zu verurteilen; denn das wäre für einen Mann, der als Vorkämpfer für eine religiöse und moralische Erneuerung eintritt, fatal. Aber ein solcher Bruch, eine solche Untreue ist an ihm, wie wir gesehen haben, nicht zu finden, und nur schon die Tatsache, daß er ein einsames Dasein als Büchergelehrter fristete und zahllose Male glänzende Ehrenstellen und einträgliche Würden ablehnte, sich weder von Papst und Kaiser noch von Königen und Erzbischöfen kaufen ließ, müßte allen derartigen Verdächtigungen von vornherein den Boden entziehen. Für Reform war Erasmus zu haben, aber nicht für Aufruhr und Ungehorsam, nur für Verinnerlichung und Vergeistigung, für Läuterung und Vertiefung der Religion. Auch für Selbsthilfe trat er ein, aber nicht für die der physischen Gewalt, sondern die des eignen guten Beispiels. Wenn man etwas als richtig erkannt hat, meint er, darf man andern die Meinung nicht aufzwingen, sondern man muß sie davon überzeugen, dazu überreden, sie durch Einwirkung auf ihre Intelligenz, auf ihr Gemüt und ihren Willen für die Erkenntnis gewinnen. Sokrates und Jesus haben es auch so gehalten. Wenn man den Erasmus wegen seiner Vorliebe für diese friedlichen Methoden und wegen seiner Abneigung gegen die Mittel der äußern Gewalt angreift, greift man zugleich Sokrates und Jesus an. Ganz sicher falsch und unhaltbar ist der Vorwurf der Streberei, der gelegentlich gegen ihn erhoben worden ist; er habe in eitler humanistischer Selbstgefälligkeit «sein Leben lang dem schimmernden Phantom des literarischen Ehrgeizes nachgejagt». Einen gewissen gesunden Ehrgeiz hat jeder geistig geweckte Mann, einen heiligen Ehrgeiz, «une grande passion», jeder wahrhaft große Mann, nämlich das ungestüme Bedürfnis, im Dienst einer großen Sache Großes zu leisten. Wenn ein persönliches Geltungsbedürfnis «à tout prix» diesem Ehrgeiz die Segel schwellt, wenn dieses Bedürfnis, etwas zu gelten, in keinem Verhältnis steht zur Bedeutung der Sache, der man dient oder der Leistungen, die man vollbringt, dann ist man berechtigt, den Ehrgeiz als Laster zu verdammen. Wer würde aber zu behaupten wagen, Erasmus habe nicht einer großen Sache gedient? Erasmus hatte tatsächlich der Welt Großes zu sagen, und er sagt es ihr so, daß sie die Größe seiner Botschaft erfaßte.

Was speziell seine Stellung gegenüber Luther angeht, so röhrt die ungünstige Beurteilung des Erasmus meist davon her, daß man von vornherein auf Luthers Seite steht und die Haltung des Erasmus, weil er Luthers Führung nicht anerkannte und ihr nicht folgte, als untreu oder zum mindesten unzuverlässig empfindet. Von einer solchen Untreue kann aber deshalb im Ernst nicht die Rede sein, weil Erasmus seinem Wesen und Wirken nach, wenn es auch an Berührungen zwischen beiden nicht fehlte, auf einer andern Ebene stand als Luther. Erasmus hat sich Luther gegenüber nicht geändert, er sah sich höchstens genötigt, seine Anschauungen gegenüber Luther schärfer abzugrenzen, als er es getan haben würde, wenn Luther nicht so heftig aufgetreten und im Lauf der Zeit zu radikaleren Forderungen übergegangen wäre. Luthers Temperament war emotionell, ernst und jäh aufbrausend, Erasmus war intellektuell, besonnen und liebte das leichte Spiel des Geistes. Luther war der Mann des Volkes, Erasmus sprach für eine Aristokratie der Bildung. Luther war von robustem Körperbau, Erasmus war von äußerst zarter Konstitution. Bei Erasmus überwog das Betrachten- und Wissenwollen, das Schildern und Gestalten, das Theoretische

und das Künstlerische, bei Luther das Erzieherische, das ungestüm Zupackende, das Praktische, tatsächlich Umgestaltende. Erasmus konnte warten, bis die Saat aufging, Luthers Ungeduld ertrug keinen Aufschub. Erasmus wies auf einzelne Schäden hin und betonte, aus welcher Gesinnung heraus die Besserung kommen müsse. Luther ging aufs Ganze und zerschlug das schadhafte, schmutzige und entstellte Gebäude, um Platz für einen neuen Bau zu schaffen. Erasmus stand mit beiden Füßen auf dem alten Boden, wenn er auch mit vielem nicht zufrieden war, Fragen aufwarf und Änderungen anregte. Luther wollte das Neue; er war überzeugt: erst wenn das Alte, Schlechte verschwunden war, konnte das Neue, Gute Platz greifen und sich entwickeln. Luther haßte das ganze klerikale System der Kirche mit dem sichtbaren Gerüst ihrer Macht über die Seele der Gläubigen geradezu leidenschaftlich. Er war überzeugt, daß man dem ganzen System sozusagen die Knochen aus dem Leibe schlagen, nur das Herz weiter schlagen lassen müsse, wenn man eine wirkliche Besserung erreichen wolle. Er war entschlossen, Krone und Stamm des weit verzweigten Apparates bis auf die Wurzeln zurückzuschneiden, um das zarte christliche Leben vor Verkrustung, Schwerfälligkeit und Erstarrung zu bewahren. Erasmus dagegen hatte trotz aller Kritik im einzelnen und trotz seines Kampfes gegen überwuchern-de Werkheiligkeit und religiöse Trägheit die Kirche doch zu lieb, und er fühlte sich zu wohl in ihren Hallen, als daß er sie mit Dach und Wänden niederreißen zu müssen glaubte. Er hatte eigentlich bei der Mehrheit der hohen Geistlichkeit, sogar bei den Päpsten Verständ-nis und Anerkennung und Förderung für seine Bemühungen gefunden, hohe Würden und Ehrungen angeboten erhalten. Wie sollte er's da nicht dazu bringen, daß in dem alten Baum die Säfte mit neuer Kraft schafften, neue Blätter, neue Blüten und neue Früchte hervorgebracht würden? Wenn Luther in ihm eher den Mann der Worte sah, von dem nur Kritik, aber keine helfende Tat, kein gründlicher Eingriff zu erwarten war, so er-schienen dem Erasmus Luthers Bestrebungen zu negativ, eher geeignet, zu einer Zerstörung als zum Wiederaufbau zu führen. Erasmus scheute vor einem Bürgerkrieg, vor jeder Un-ordnung, überhaupt vor dem Hinaustragen eines rein geistigen Konfliktes in die Atmosphäre von Macht, Interesse und Volksleidenschaft zurück. Luther aber wollte in gerechter Ent-rüstung gegen die unhaltbaren Zustände und gegen die herrschenden Gewalten eher aus der Tiefe des Volkes neue moralische Energien herausholen. Da waren noch unverbrauchte Kräfte, die seine Reform tragen sollten. Der eine der beiden Kämpfer blickte auf das alte Ideal zurück und verfocht mit Ehren alles, was gut und edel daran war. Ihm gegenüber rang Luther als ungestümer und heißblütiger Kämpfer der neuen, lange unterdrückten, nach oben drängenden Kräfte.

Soviel zur Charakteristik des Gegensatzes zwischen Luther und Erasmus. Der Vor-wurf, der von der Gegenseite gegen Erasmus erhoben wurde, Erasmus habe heimlich und perfiderweise den Reformatoren in die Hand gearbeitet, läßt sich ebensowenig halten. «Haben wir's nicht gesagt», schrieben und predigten sie, «daß es so kommen mußte?», «Hatten wir nicht recht?», «Erasmus ist Luthers Pfadbereiter geworden», «Erasmus hat das Ei gelegt, Luther hat es ausgebrütet». «Erasmus ist mit schuld an dem Unheil, das Luther angerichtet hat». Diese Vorwürfe sind nicht gerecht, weil Erasmus nie gewollt, was

Luther faktisch getan hat. Wenn er eine Besserung der Kirche anstrehte, war das so wenig ein Verbrechen, wie wenn ein Arzt einem Patienten die Änderung der Lebensweise vor-schlägt. Er will damit nicht, daß er ins andere Extrem verfalle, sondern, daß er gesund werde. Und wenn er die hitzigsten unter den Löwener Theologen zur Ruhe mahnte und ihnen eine sachliche Prüfung der Schriften und der Begehren Luthers empfahl, so war das ein guter Rat. Ebenso, wenn er den Behörden anriet, die Lage verständnis- und taktvoll zu beurteilen. Es handle sich nicht um eine Rechts- oder Machtfrage, sondern um das Wohl des Christentums. Es sei manches gut an Luther; anderes sei nicht zu billigen; aber durch schroffes Vorgehen verderbe man mehr, als man gewinne. Und wenn er auch Luther zu-spricht, er solle ruhig und kühl bleiben, solle nicht zu weit gehen, keine Unbotmäßigkeit zeigen und sich von seinen Gegnern nicht zu unsachlichen Handlungen reizen lassen, sondern als Christ nur an Christus denken, so können wir darin nicht diplomatische Schlau-heit oder gar feige Schwäche, sondern nur wahre Klugheit und Weisheit und liebende Sorge für die christliche Religion sehen. Erasmus kämpfte für eine verlorene Sache: die abend-ländische Glaubenseinheit war für immer zerbrochen. Aber eine verlorene Sache ist nicht ohne weiteres eine schlechte.

Alles, was für Erasmus' Verhältnis zu Luther gilt, gilt auch für das zu Hutten. Erasmus hatte einst ohne Zweifel Huttens Beistimmung zu seinen Reformgedanken nicht ungern gehört und sich von den humanistischen Fähigkeiten des Aufstrebenden viel ver-sprochen. Und daß Hutten im Verfasser der «Colloquien» und des «Encomium» gern einen Bundesgenossen gegen Rom sah und begrüßte, ist begreiflich. Aber in den Wirren der Zeit hatte sich Hutten als ein turbulenter Kopf und ein verwegener Abenteurer entpuppt, und daß Erasmus Hutten, als ihn dieser 1522 geächtet und von allen verlassen, in Basel auf-suchen wollte, von sich wies, kann nicht zu Ungunsten des Erasmus ausgelegt werden. Man konnte von dem gebrechlichen alten Manne wirklich nicht verlangen, daß er den grimmigen Draufgänger in sein Haus aufnehme und sich von ihm die Leviten lesen lasse. Jeder mo-derne Gelehrte würde sich einer Persönlichkeit von der Art Huttens gegenüber in der gleichen Lage gleich benehmen. Hutten hatte schon zum voraus gemurrt und gedroht, er werde dem blassen Männlein den Mut für die gute Sache schon etwas steifen. Brutalitäten mochte sich Erasmus nicht aussetzen. In diesem Fall war das alte Rezept «The better part of valour is discretion», das heißt «der bessere Teil der Tapferkeit ist Klugheit» durchaus am Platze. Daß Hutten seinerseits darüber wütend war und seinem Unmut Luft machte, ist begreiflich.

Somit kommen wir zu einem bedeutend bessern Gesamurteil über den Charakter und die historische Bedeutung der Persönlichkeit des Erasmus, als es die jetzt noch unter uns lebende allgemeine Meinung haben will. Diese allgemeine Meinung sieht nämlich in Erasmus einen blassen Gelehrten, einen Bücherwurm und Vielwisser, einen Nachtreter des Altertums, ein bloßes Schemen, das wie die Schatten der Unterwelt, wenn man sie um-armen und greifen will, zwischen den Händen zerfließt, ohne eigene Farbe, Kraft und Willen, einen humanistischen Virtuosen, der die Welt einige Jahre lang mit seinen sprachlichen Taschenspielerkünsten unterhielt und dann ohne bleibenden Erfolg ins Nichts versank. Daß

Erasmus ein großer Bücherfreund und Stubengelehrter, in gewissem Sinn auch ein Nachahmer des Altertums gewesen ist, wollen wir nicht bestreiten. Aber durchaus falsch ist die Auffassung, es handle sich bei Erasmus um jemanden, der kein eigenes Leben führte, sondern seine Seele und die seiner Zeitgenossen mit Reminiszenzen des Altertums fütterte. Die Reformation im richtigen Sinne des Wortes und soweit sie historische Tatsache geworden ist, das heißt die Ausrottung von Lastern und Mißbräuchen des späteren Mittelalters und die Verbesserung und Veredlung der religiös sittlichen Haltung des Volkes, ist zum guten Teil von seinen Ideen getragen und mit sein Werk. Er ist nicht bloß durch gelehrtes Studium, sondern durch eigene schmerzliche Erfahrungen, durch den Makel der Geburt und persönliche Entbehrungen, durch die Widerwärtigkeiten der Armut und der Freiheitsbeschränkung während seiner Jugend und durch tausend andere Anfechtungen zum Verfasser des *Enchiridion*, der *Colloquien* und des *Encomiums* und zum Verfechter hoher sittlicher und religiöser Ideale geworden. Und schwer hat er um seiner Begabung und seiner kühnen Ideen willen von seiten kleinerer Geister auf Schritt und Tritt gelitten. Sein Können und Wollen wurde, je reiner und hochfliegender es war, umso mehr verdächtigt und herabgesetzt. Wenn er auch den Schutz und die Gunst vieler großer Herren genoß, stand doch eigentlich keine einzige geschlossene Macht, keine Partei zu ihm; er war ein Einzelpflücker, und dabei war er körperlich schwach und stets von Krankheiten heimgesucht. Er hatte sicher auch seine Fehler; er war nicht unschuldig an seinen Gegnerschaften; aber er war sicher nicht streitsüchtig; nur wenn er angegriffen oder verdächtigt wurde, wehrte er sich für seine gute Sache. Diese geistigen Kämpfe, die Mißverständnisse, die Enttäuschungen haben ihn zur echten Persönlichkeit gemacht und haben seinem Schrifttum Farbe, Puls und Kraft und Erfolg gegeben. Die besondere Art seines Erlebens, daß er für die Freiheit geistigen Schaffens gegen physische Gewalt und gegen Unverständ und gedankenlose Schlamperei einen vergeblichen Kampf führte, ließ in ihm zuletzt eine Stimmung lächelnden Verzichts, skeptischer Resignation und ironischer Betrachtung des Lebens entstehen. Er vergalt die Enttäuschungen dieses Lebens nicht mit Haß und Groll und Trotz und Grämlichkeit, sondern mit einem feinen, nachsichtigen Verständnis für alles, was menschlich ist, und der Fähigkeit, es mit Humor zu ertragen, daß andere ihn mißverstanden. Daß der Mann, der so hartnäckig und so bitter bekämpft war, sich schließlich nicht anders als mit der feinen Ironie des «*Lobes der Torheit*» rächte, ist der beste Beweis seiner wahren Größe.

Es mag sein, daß Erasmus von seinen Zeitgenossen, wenn sie ihn als einen Fürsten der Wissenschaft verehrten, überschätzt wurde. Sein Wissen war ja sicher begrenzt, und sein Fürstentum brach in den Geistesstürmen des 16. Jahrhunderts kläglich zusammen. Aber soviel darf man doch zu seinem Ruhme sagen: er war einer der Führer und einer der begabtesten Köpfe des Humanismus und der humanistischen Renaissance (selbst wenn man Italien einrechnet), und wenn die germanisch-romanische Welt in der Geisteswandlung der Renaissance das Christentum nicht abgestreift hat, so haben wir das, wenn auch nicht allein, so doch in hohem Grade ihm zu verdanken. Er hat die Mischung von antik-klassischer und christlicher Kultur seiner Generation so ansprechend und hinreichend als Grund-

lage einer neuen Geistigkeit zu formulieren vermocht, daß sie weiterhin Anerkennung fand und beibehalten wurde. Es ist gewiß ein heikles Unterfangen, in geschichtlichen Abläufen Prophezeiungen der Art zu wagen, daß man meint, sagen zu können, wie es gekommen wäre, wenn irgend *ein* wichtiger Faktor, der in der Tat im ursächlichen Zusammenhang eine Rolle spielte, ausgeschaltet würde. Aber wir dürfen in Rücksicht auf die allgemeinen Verhältnisse der Reformationszeit und in behutsamer Würdigung des Wirkens des Erasmus vielleicht doch sagen: wenn er nicht gewesen wäre, so wäre ein sicherlich nicht unbedeutender Einfluß im Sinn des Maßhaltens und des Ausgleichs, der goldenen Mitte, in Wegfall gekommen, und es bestand die Gefahr, daß extreme Kräfte das Feld behaupteten. Die einen hätten sich nur von ihrem religiösen Eifer leiten lassen, hätten sich nur auf die Bibel und namentlich auf den Geist des Alten Testaments gestützt und sich von den künstlerischen und allgemein geistigen Werten der klassischen Kultur losgerissen. Auf der andern Seite hätte der ebenso einseitige Geist des Boccaccio und Machiavell als ein vielleicht rassiges, aber im Grunde doch primitives, heidnisches Gemisch von Machtgier und Genußfreude, höchste Geltung erlangt. Im italienischen Humanismus herrscht das unchristliche Element vor, seine führenden Männer kümmerten sich entweder nicht um das Christentum oder verachteten es. Auf jeden Fall ist es in hohem Maß das Verdienst des Erasmus, daß das Christentum auch vor dem verstandesmäßig aufgeklärten, nicht mehr nur kindlich gläubigen Urteil der modernen, das heißt nachmittelalterlichen, Welt zu Recht besteht.

ERASMUS IN BASEL, SEIN TOD

In dem ausgesprochenen Bedürfnis des Erasmus, zu reisen, stets seinen Wohnsitz zu wechseln, drückt sich irgendwie seine Heimatlosigkeit und zugleich seine internationale europäische Bedeutung aus, aber auch sein Wunsch, sich von weltlichen Mächten und Bindungen unabhängig zu erhalten. Innerhalb des ruhelosen Umherreisens jedoch kommt eine ausgesprochene Bevorzugung unserer Vaterstadt Basel und eine so aufrichtige Anhänglichkeit an sie zum Ausdruck, daß man sagen kann, daß sich Erasmus, wenn irgendwo, hier zu Hause fühlte, daß Basel seine Wahlheimat gewesen ist. Er kam erstmals 1514 nach Basel, um den Druck des Neuen Testaments bei Froben zu überwachen, und blieb mit kurzen Unterbrechungen bis 1516. Ein zweiter Aufenthalt fällt ins Jahr 1518 (zweite Ausgabe des Neuen Testaments). Von 1521–29 arbeitete er dauernd in Basel, und das letzte Jahr seines Lebens (1535–36) verbrachte er ebenfalls in Basel. Was ihn nach Basel führte und in Basel festhielt, waren eigentlich die Buchdrucker, ihr technisches Können, das er an ihren Drucken würdigen konnte, und die persönlichen Qualitäten der Froben, Amerbach und Episcopius. Immerhin scheint es ihm auch sonst dort gefallen zu haben. Jedenfalls röhmt er das Basler Klima und die Liebenswürdigkeit der Bevölkerung, die hübsche Lage, den Reiz der Stadt und den freundlichen Empfang, den er gleich das erstemal dort gefunden hatte. Ganz besonders freute ihn die Sympathie des Bischofs Christoph von Utenheim,

dessen hohe humanistische Bildung, dessen Interesse für seine Arbeit und dessen Freigebigkeit er preist. Dazu kam noch etwas anderes. Die Lage Basels war ihm aus ganz besondern Gründen willkommen. Es war einerseits im Interesse seiner Arbeit, daß er sich möglichst im Mittelpunkt der geistigen Auseinandersetzungen der damaligen Welt befand, andererseits, daß er frei von jedem Druck und jeder Abhängigkeit neutral zwischen den verschiedenen Parteien stand. Basel bot ihm am ehesten diese Möglichkeit. Als einstige freie Reichsstadt und seit 1501 Mitglied der Eidgenossenschaft lag es zwischen Deutschland und Frankreich an den Straßen, die nach Italien, den Niederlanden und England führten, mitten zwischen diesen verschiedenen Machtzentren, gleich verbunden mit jedem von ihnen und gleich frei von ihnen. Bischof und Rat der Bürgerschaft teilten sich in die Herrschaft der Stadt, so daß sich geistliche und weltliche Gewalt gegenseitig in Schach hielten. Die Universität war vielleicht doch etwas weniger als Löwen und Paris ein Hort alten scholastischen Geistes. Er konnte hier ohne Zeremoniell, ohne Hofschränzentum und Antichambrieren, frei von Gepränge, Repräsentationspflichten und dergleichen tun, was er wollte, und ganz für seine Sache leben. Er bewegte sich als ein «Primus inter Pares» in der Republik der Wissenschaften. Ein jeder war hier ein Fürst, er selbst aber ein Fürst der Fürsten; alle begegneten ihm mit Achtung und anerkannten freiwillig seine Überlegenheit.

Wir haben genaue Kunde von seinem ersten Kommen nach Basel. Es war im Sommer 1514. Er wollte sich die Druckerei Frobens – der, und zwar mit Recht, als der größte Drucker nördlich der Alpen galt – auf ihre Leistungsfähigkeit hin ansehen; der Drucker war für ihn, was der Waffenschmied für einen Siegfried oder Dietrich von Bern. Er mußte den ersten seines Zeichens haben; sonst kam er mit allen persönlichen Vorzügen gegen Rivalen und Gegner nicht auf. Erasmus reiste damals aus England über Löwen, Straßburg und Schlettstadt nach Basel. Als er in der Konzilstadt ankam, nahm er in einem Gasthof Quartier und ließ sich Frobens Offizin zeigen. Er trat ins Haus und wies, indem er sich für einen Bevollmächtigten des Erasmus ausgab, einen Empfehlungsbrief in dessen eigener Handschrift vor. Man erkannte ihn aber bald – und Erasmus ließ sich offenbar gar nicht ungern erkennen – als den großen Erasmus selbst, den berühmtesten Gelehrten seiner Zeit. Sofort rannte der alte Lachner, Frobens Schwiegervater, zum Gasthaus, beglich die Rechnung des Rotterdamers und brachte sein Pferd und Gepäck ins Frobensche Haus. Frobens ließ es sich nicht nehmen, ihn als Gast in sein eigenes Heim aufzunehmen. Die Universität veranstaltete Feiern zu seinen Ehren; aus weiter Entfernung fanden sich Gelehrte ein, um ihn zu sehen. So kam, scheinbar zufällig, die enge Verbindung von Erasmus und Frobens, jene historisch einmalige und einzigartige Arbeitsgemeinschaft des größten Gelehrten und des größten Druckers nördlich der Alpen, in Basel zustande, eine Gemeinschaft, die nur der Tod löste.

Das Leben des Erasmus in Basel war nach unseren modernen Begriffen eher eintönig und jedenfalls arm an Ereignissen äußerer Art. Es war ganz der entsagungsvollen, stillen Arbeit, der Herausgabe und der Druckvorbereitung von Büchern gewidmet. Meistens las und schrieb Erasmus an seinem Stehpult und korrigierte Druckbogen. Er liebte es, eine Vase mit Blumen vor sich stehen zu haben. Bis zum Jahre 1522 wohnte er im Haus

zum Sessel (Totengäßlein 3), wo Froben selbst seinen Wohnsitz hatte, von 1522 an im Haus «zur alten Treue» (Nadelberg 17/19), in seinem letzten Lebensjahr im Haus «zum Luft» (Ecke Luft- und Bäumleingasse). Hier starb er als Guest des jüngeren Froben. Wenn er im Sommer Erholung suchte, spazierte er etwa zum Frobenschen Garten in der neuen Vorstadt (Hebelstraße) und arbeitete dort im Gartenhaus. Er befand sich zufällig gerade dort, als im Jahre 1526 ein Pulverturm explodierte und die ganze Stadt in Aufregung versetzte. Im Winter schätzte er ein offenes Kaminfeuer. Mit der atembeklemmenden, warmen Luft der durch Öfen geheizten, holzvertäferten Stuben, den «Thermae siccae», wie sie Aeneas Sylvius nannte, konnte er sich nie befreunden. Die Haushaltung besorgte ihm am Nadelberg eine Haushälterin, Margret Büßlin, die, wie es scheint, etwas von der Art einer Xanthippe hatte und durch ihr energisches Regiment dafür sorgte, daß er sich mit seinen Gedanken nicht ganz im Reiche der höhern Geistigkeit verlor. Wenn wir seinen neckischen Übertreibungen glauben wollen, besaß sie alle Laster ihres Standes, sie war furax, rapax, bibax, mendax und loquax, das heißt diebisch, räuberisch, trunksüchtig, lügnerisch und eine Klatschbase. Je nachdem es seine Einkünfte erlaubten, hielt sich Erasmus ferner mehrere, manchmal bis zu vier Famuli, das heißt Söhne aus guten Familien, die ihm alle möglichen Dienste bei der Druckarbeit, aber auch im Haus verrichteten und zugleich von ihm allerlei lernten. Sie besorgten Korrekturen und Abschriften und trugen Briefe aus. Einige von ihnen machten späterhin glänzend Karriere, einer wurde sogar Bischof von Carlisle. Außerdem wohnten bei ihm einige «Convivae», das heißt Pensionäre, die nur seiner Berühmtheit und geistvollen Persönlichkeit willen eine Zeitlang in seiner Gesellschaft leben wollten. Am Nadelberg hatte sich seine Haushaltung zum Hofhalt eines eigentlichen Potentaten ausgewachsen. Da wohnten bei ihm zum Beispiel Crato Stalberger, von wohlhabender Frankfurterfamilie, Sigismund Gelenius, ein gelehrter Böhme, Franz Dilft von Antwerpen, der seinem Meister mehrmals aus Besançon den Burgunderwein holte, welchen er jedesmal, wenn er von Nierensteinanfällen geplagt wurde, als köstliche Medizin und Labsal schätzte, und Johann Lasky, ein polnischer Adeliger, der, solange er Pensionär war, alle Auslagen für die Küche selbst bestritt, einen Teil des Hauses neu möblierte und bei Lebzeiten des Erasmus sich dessen ganze Bibliothek als Erbgut sicherte.

Sein Verhältnis zu Johannes Froben war charakterisiert durch eine seltsame Mischung von Freiheit und Gebundenheit. Es beruhte im Wesentlichen auf dem Bewußtsein der Größe der gemeinsamen Aufgabe, auf dem Ehrgeiz, geistig Großes zu leisten und die intellektuelle Welt Europas mit epochemachenden Büchern zu beschenken, auf der gegenseitigen Achtung vor der außerordentlichen Tüchtigkeit und dem hohen Charakter des Partners, kurz auf dem Aufeinanderangewiesensein und der ausgesprochenen Sympathie zweier großer, sich ergänzender Genies. Wäre Froben nicht ein begeisterter Freund der humanistischen Bestrebungen und eine außerordentlich tüchtiger Berufs- und Geschäftsmann gewesen, so hätte es Erasmus nicht so lange in Basel ausgehalten, und umgekehrt, wäre Erasmus für Froben nicht ein unersetzlicher Mitarbeiter und ein verehrungswürdiger Freund gewesen, so hätte ihn Froben nicht in Basel festgehalten. Der humanistische Kreis im Hause Frobens, zu dem natürlich zeitweise auch Bonifaz und Basilius Amerbach gehörten,

erweiterte sich zur Genugtuung und Freude des Erasmus durch den fast täglichen Verkehr mit andern gleichgesinnten Gelehrten der Stadt und der Universität. Sie alle interessierten sich aufrichtig um Erasmus' Arbeit, diskutierten mit ihm in ungetrübter, fröhlicher und anregender Geselligkeit und verehrten ihn als ihren Meister.

Man stößt vielerorts, auch in der Literatur auf die Meinung, Erasmus habe an der Universität Basel doziert. In einem Handbuch der spanischen Literaturgeschichte von Juan Hurtado und Angel Gonzalez Palencia heißt es sogar, Erasmus sei Rektor der Universität Basel gewesen. Aber auch unter unserer Bevölkerung ist man gerne geneigt, den Humanismus des Erasmus mit dem des Aeneas Sylvius Piccolomini, des Papstes Pius des Zweiten, des Gründers unserer Universität, in zu nahe Verbindung zu bringen. Dem gegenüber muß ausdrücklich gesagt werden, daß Erasmus in Basel durchaus keine offizielle Lehrstellung inne hatte und mit den Universitätsprofessoren durch keine andern als private und freundschaftliche Beziehungen, durch gemeinsame Berufs- und Studieninteressen verbunden war. Er war einzige und allein wissenschaftlicher Korrektor des Verlegers und Druckers Froben, im übrigen Herausgeber, Schriftsteller und Privatgelehrter.

Als sich dann Erasmus in den Reformationswirren entschloß, Basel zu verlassen, ging er nicht gern fort, und er schied unter beidseitiger Wahrung höflicher Formen. Er ging ungern, nur schon deshalb, weil er, von kleinen Unterbrechungen abgesehen, 15 Jahre dauernd hier gewohnt und unter günstigen Bedingungen gearbeitet hatte. Johannes Froben, welcher sein aufrichtiger Freund und Gönner gewesen, war zwar 1527 gestorben, aber dessen Familie, die Amerbach und Episcopius waren ihm nicht weniger herzlich zugetan, und er spürte, daß ihn die ganze Bürgerschaft als einen Gast, der ihr angenehm und wertvoll war und ihr hohe Ehre machte, schätzte. Er ging, weil ihm der Boden unter den Füßen brannte. Er fürchtete seit der Durchführung der Reformation in Basel, der er ja kritisch gegenüberstand, in eine schiefe Stellung zu Basel und zugleich zu jenen seiner auswärtigen Freunde und Gönner zu geraten, die dem alten Glauben treu geblieben waren. Es war ihm nicht mehr wohl an einem Ort, wo eine ihn kalt anmutende, radikale Luft wehte. Man konnte ja nicht wissen, ob es mit den relativ harmlosen Änderungen in der kirchlichen Disziplin sein Bewenden haben würde oder ob, wie anderswo, heftigere Ausbrüche der Volksleidenschaften zu erwarten waren. Es war für ihn auch bedrückend, zu beobachten, daß ehemalige Freunde, die nun zu Anhängern der Reformation geworden waren, von ihm abrückten, und zu denken, daß er vielleicht in naher Zukunft sich veranlaßt sehe, diejenigen polemisch aufs Korn zu nehmen, deren Gastfreundschaft er genossen hatte. Andererseits bestand die Gefahr, daß er beim Kaiser und den auswärtigen Gönner, die der alten Lehre treu geblieben waren, und bei den Basler Kollegen, die es für ratsamer gehalten hatten, auszuwandern, in Verdacht kam, er billige durch sein Verharren in Basel die Reformation, er sei ein Heuchler und Doppelspieler. Gewisse Kreise der Bürgerschaft von Basel zeigten sich irgendwie enttäuscht darüber, daß sich Erasmus von ihrer Reformation fernhielt und sie nicht nur nicht billigte, sondern sie geradezu mißbilligte. Man hatte dem Ärger durch mündliche und schriftliche Äußerungen und Karikaturen Luft gemacht. Einzelne Übereifrige drangen stürmisch in ihn, er solle sich doch der neuen Lehre anschließen. Da

glaubte er den Zeitpunkt für gekommen, sich um seiner Freiheit und Unabhängigkeit willen nach einer neuen Heimat umzusehen. Schon begonnene Arbeiten, die er noch vollenden wollte, Sorge für seine Gesundheit und liebe Gewohnheit hielten ihn jedoch noch eine Zeitlang zurück. Als aber von Staats wegen alle Kirchen der neuen Lehre eingeräumt, alle Altäre entfernt, Statuen und Bilder zerstört wurden, und alles darnach aussah, wie wenn es zu weitern umstürzlerischen Gewalttätigkeiten kommen müsse, machte er Ernst. Der Bildersturm ganz besonders wirkte peinlich auf ihn. Erasmus soll gesagt haben: «Lutheranos bonam co-moediam male agere», das heißt: die Lutheraner spielten ein gutes Stück schlecht; die ganze Basler Reformation nannte er ein «tumultuosum negotium», das heißt einen Aufruhr. Seine Freunde Glarean, Ludwig Ber, viele Mitglieder des Domkapitels und andere Theologen hatten Basel schon verlassen. Unter diesen Umständen entschloß auch er sich, fortzugehen und zwar offen, nicht heimlich. Das war zwar gefährlicher, aber ehrenhafter. Zwei Wagen mit den Kisten, Truhen und allem Gepäck gingen voraus. Als sein Entschluß abzureisen bekannt war, wurde der Oberstzunftmeister Jakob Meyer zum Hirzen bei ihm vorstellig und suchte ihn zum Bleiben zu bewegen. Es war ihm für den Ruf Basels nicht gleichgültig, daß Erasmus so plötzlich fortging. Der Schritt hatte keinen Erfolg. Erasmus machte bei dem Basler Reformator, seinem früheren Mitarbeiter Oekolampad, einen Abschiedsbesuch. Auch der redete ihm zu, zu bleiben. Aber Erasmus ließ sich von seinem Vorhaben nicht abbringen. Da schieden die beiden voneinander, höflich und voll gegenseitiger Achtung, fortan getrennt durch Dogma, Kirche und Partei. Die Abfahrt selbst machte noch einige Schwierigkeiten. Erasmus hatte beabsichtigt, bis nach Neuenburg am Rhein mit dem Schiff zu fahren und von dort die Reise nach Freiburg im Breisgau zu Land fortzusetzen. Um jedes Aufsehen zu vermeiden, wäre der Schiffer lieber von der Kapelle der Antoniter (in der St. Johannvorstadt) abgefahren. Damit war der Rat nicht einverstanden. Erasmus sollte, wie alle andern Reisenden, von der öffentlichen Schifflände aus seine Fahrt antreten. So schied er unter den Augen vieler Bürger, schmerzlich bewegt, von Basel (April 1529). Er sagt selbst, es habe ihm in allen diesen Jahren nichts weher getan als dieser Abschied. Nicht nur seine intimen Freunde, auch die Gemäßigteren unter den Anhängern der neuen Lehre teilten seinen Schmerz. In Freiburg wohnte Erasmus in dem prächtigen Bau, den Kaiser Maximilian sich dort für sein Alter errichtet hatte (Franziskanerstraße 3). Später kaufte er sich dort ein eigenes Haus an der Schiffstraße 7; aber nach sechs Jahren, sobald die Zeiten ruhiger geworden waren, verließ er Freiburg wieder (anno 1535). Um einen neuen Druck in Basel zu überwachen und wohl auch in der Hoffnung, das Basler Klima bekomme ihm besser, kehrte er nach Basel zurück (Juni 1535). Diesmal nahm er beim jüngern (Hieronymus) Froben, im Haus «zum Luft» Quartier; aber sein Zustand besserte sich nicht. Die Gicht plagte ihn ganz furchtbar. Der Umzug hatte nichts genützt; er mußte bald an Stöcken und Krücken gehen. Einer vollen, starken Gesundheit hatte er sich zwar nie erfreut, aber es war doch immer noch gegangen; und zwischen hinein hatte er wieder aufatmen können. Jetzt aber bekamen ihn die Bresten des Alters ganz in ihre Gewalt und machten ihm das Leben zu einem eigentlichen Martyrium. Und zu all seinen körperlichen Leiden und seiner Schwäche und Arbeitsunfähigkeit

keit kamen seine geistigen Sorgen. Wenn er auf dem Krankenlager die vergangenen Jahre überblickte und sich über sein Leben Rechenschaft ablegte, konnte er sich der bitteren Erkenntnis nicht verschließen, daß alles ganz anders gekommen war, als er gehofft, gewollt und erstrebt hatte. Die Menschen waren elender dran als je, Unruhen aller Art, Bauernaufstände und Religionskriege zerfleischten die Völker, und er mußte sich sagen, ganz ohne sein Mittun war das nicht gekommen. Wenn er auch nicht wissentlich und mit Willen mit schuldig war, so waren doch irgendwie seine Gedanken und Worte, seine Bestrebungen und Schriften in die Reihe der Ursachen und Bedingungen eingespannt, die zu dem jetzigen Zustand führten. Seine Kritik und seine Satire, die Übersetzung und Verbreitung des Neuen Testaments hatte den Reformatoren tatsächlich den Weg leichter gemacht und viele von denen, denen er früher beifällig zugestimmt hatte, weil sie Sinn für seinen Humanismus und für seinen geistreichen Spott hatten, die gerade waren es, die nun sein Lebenswerk zertrümmerten; sie beschimpften ihn obendrein als Verräter und Abtrünnigen, weil er nicht bereit war, alles gut zu heißen, was sie im Übereifer getan hatten. Auf der andern Seite mußte er sich sagen, er habe mit seiner Kritik oft ungerecht verallgemeinert und mit seinem Spott denen die Arbeit erschwert, die der Sache der Religion nach ihren bescheidenen Kräften, ein jeder an seinem Platz, und nach althergebrachter Art dienten. Und dann wieder mußte er sich sagen: War es überhaupt möglich, Menschen und menschliche Einrichtungen auf längere Zeit ganz frei von Fehlern zu halten? Mußten sich nicht unter jedem System bei allen guten Absichten immer wieder Schwächen und Einseitigkeiten einschleichen? Mußte sich nicht von selbst so und soviel Schiefes und Verkehrtes ergeben? Hing das Unvollkommene nicht mit der menschlichen Natur zusammen? War es nicht ungerecht und überheblich von ihm, daß er als Theoretiker von andern zu viel verlangt und für die Schwierigkeiten der Praxis keinen Sinn und keine Nachsicht gezeigt hatte? Gerade in diesen letzten Zeiten wurden gegen ihn von beiden Seiten die schärfsten Anklagen erhoben. Er wurde mit Schimpf und Hohn überhäuft. Sein Name wurde in den Kot gezogen, und es stand zu befürchten, daß seine Gegner entweder beim Kaiser oder beim Papst Gehör fänden, und daß man ihm als Häretiker den Prozeß machte. Trotz alledem verwendete er jede Stunde, die ihm geblieben war, für seine Arbeit. Noch waren ja lange nicht alle Werke der Kirchenväter neu herausgegeben. Noch hatte er alle Hände voll zu tun, noch konnte die Welt seine Kräfte brauchen. Es war doch wohl auch eine Art Heroismus, unter solchen Umständen bei der Arbeit auszuhalten. Und es war sicher auch eine Art Treue, seine humanistischen Ideale auch jetzt nicht preiszugeben. Wahrlich, die Welt hatte sich geändert, nicht er. Wie tragisch sein Los war, wurde ihm am Geschick seiner besten Freunde bewußt. Beatus Rhenanus erzählt, Erasmus habe gegen Ende seines Lebens im Gefühl der Vereinsamung und Todesahnung gerne in seinen Briefen geblättert und den einen oder andern als Zeugnis einer schöneren Zeit gelesen. Und wenn er dann auf einen Brief stieß, den ein Freund geschrieben, der nicht mehr unter den Lebenden war, habe er zu sagen gepflegt: «Auch der ist jetzt schon tot; wollte Gott, daß auch ich nicht länger lebte.» Nicht lange vor seinem eignen Tod erhielt er die Kunde von der Hinrichtung seines französischen Anhängers Louis de Berquin. Berquin hatte sich mit seinem ganzen feurigen Temperament zu den Ideen des Eras-

mus bekannt, einige seiner Schriften übersetzt und ihn gegen Angriffe von Gegnern verteidigt. Er hatte sich dann aber im Kampf zu weit fortreißen lassen und aus Trotz und Verlegenheit Dinge gesagt, die man als Waffe gegen ihn verwenden konnte. Seine Gegner an der Sorbonne klagten den Schüler des Erasmus, der sich erasmischer als sein Lehrer gebärdete, an; er wurde als Ketzer verurteilt und verbrannt. Berquin ging wie ein «alter Römer» in den Tod. Zu sterben verstanden sie, diese religiösen Humanisten nördlich der Alpen, das muß man ihnen lassen. Da ist kein Epikuräertum der Schwäche, der bloßen Ästhetik und weichlichen Genußsucht. Sie zeigten ein Heldenhumor der beherrschtesten Art, ein Heldenhumor, wahrhaft klassisch in seiner edlen Einfalt und stillen Größe. Der Geist der Antike und des Christentums beseelte nicht nur ihre Federn, er lebte auch in ihrer Seele und bewährte sich in den schwersten Proben. Noch schwerer traf den Erasmus die Kunde vom Tod der beiden Engländer, des Bischofs John Fisher und seines besten Freundes Thomas More (sie wurden 1535 hingerichtet).

Von Thomas More darf man wohl sagen, daß er als Mensch und Humanist der edelste und begabteste unter den Gesinnungsgenossen des Erasmus war und wohl auch der liebenswürdigste und zugleich einflußreichste und mächtigste seiner Freunde. Erasmus hatte in England zu wiederholten Malen längere Zeit Mores Gastfreundschaft genossen, hatte unter dessen Dach mit ihm zusammen Lucians lustige Spottstückchen übersetzt, hatte ihm sein «Lob der Torheit» gewidmet und mit dem Verfasser der «Utopia» jahrelang einen lebhaften Briefwechsel unterhalten. Unterdessen hatte More seinerseits dank den glänzenden Gaben seines Geistes – er verband schärfsten juristischen Verstand und richterliche Energie mit literarischem Geschmack und philosophischer Denkweise, mit der der Unbescholtenheit einer selbstlosen Gesinnung und unverwüstlichem Humor – außerordentlich schnell und mit unerhörtem Erfolg die Stufenleiter der höhern juristischen Ämter erklimmen. Der König, Heinrich VIII., hatte ihn schließlich aus persönlicher Sympathie sogar zur Würde eines Lordkanzlers von England, das heißt zur höchsten Stelle des Rechtswesens seines Reichs erhoben. Aber gerade diese exponierte Stellung brachte More in Konflikt mit seinem König. Heinrich erwartete von ihm, daß er sich ihm als Inhaber der Schlüssel des Rechts in seiner Ehescheidungssache gefällig erweise. Er wollte seine Gemahlin, Katharina von Aragonien, entlassen und seine Geliebte, Anna Boleyn, zur Königin machen. Mores Rechtsgefühl sträubte sich gegen ein solches Vorgehen. Das Verlangen des Königs verließ, so wie die Dinge lagen und angesichts dessen, was More über die beteiligten Personen wußte, gegen alles Recht. Als nun der König gar, um die Ehescheidung durchzusetzen, sich von der römischen Kirche losriß und die Zügel der englischen Kirche und damit des Eherechts in seine eigenen Hände nahm, legte More sein Amt nieder und weigerte sich, dem Herrscher den Eid auf die neue Ordnung zu leisten. Dieser Ungehorsam kostete ihm das Haupt.

Es ist ohne weiteres verständlich, daß diese wiederholten Schläge die Lebenskraft und die Lebensfreude des Erasmus brachen. Als ihn ihm Sommer 1536 eine Dysenterie befiel, hatte er ihr keine Widerstände mehr entgegenzusetzen. Einen Monat lang fühlte er sich schwächer und schwächer werden, und dann kam das Ende. Er sah ihm mit Gleichmut und

Fassung entgegen. Er starb wie jener Montanus des «Funus», als ein echter Christ und ein antiker Philosoph in einem. Seine letzten Worte sollen Bitten um Christi Barmherzigkeit gewesen sein. Lateinisches und Holländisches mischend, rief er aus: «O Jesu, misericordia! O domine, libera me! Domine fac finem! Domine miserere mei! Lieve god!» (11./12. Juli 1936). Auch er hatte sein nicht leichtes Schicksal tapfer und würdig bis zu Ende getragen. Die Basler ließen es sich nicht nehmen, den Gelehrten, obwohl er im alten Glauben gestorben war, auf ihre Weise gebührend zu ehren. Von Studenten wurde er zum Begräbnis ins Münster getragen. Der Oberstzunftmeister und die meisten Ratsherren, Studenten und Professoren der Universität gaben ihm das Geleite. Die Leichenrede hielt der Antistes Oswald Myconius. Dieser Pomp entsprach allerdings nicht ganz dem Wunsche des Erasmus. Sein ganzer Sinn war darauf gerichtet gewesen, möglichst geräuschlos und ohne jemand zur Last zu fallen von hinnen zu gehen. Dagegen allerdings, daß man ihn in den altehrwürdigen Hallen des Münsters bestattete, würde er nichts einzuwenden gehabt haben. Sein Grab war ursprünglich in der Marienkapelle, links unter dem Lettner, der bis 1850 Langhaus und Chor trennte, vor dem Pfeiler gerade gegenüber der jetzigen Kanzel. Infolge baulicher Änderungen wurde dieses Grab zertrümmert. Im Jahre 1928 wurden die Gebeine entfernt und in einer neuen Gruft beigesetzt zwischen dem Taufstein und dem schon früher versetzten Grabmonument.

Daß Basel den Toten so spontan geehrt hat, das protestantisch gewordene Basel mitten in den Reformationswirren den katholisch gebliebenen Erasmus, die eng ummauerte Schweizerstadt den ruhelosen Europäer, der von zahllosen Eiferern hüben und drüben um seiner geistigen Unabhängigkeit willen verfolgt, beschimpft und verächtlich gemacht wurde, bildet ein Ruhmesblatt in der Geschichte der Stadt. Sie bezeugte mit unleugbarem Mut vor der ganzen Welt, daß ihr geistige Größe, Überlegenheit der Erkenntnis und Adel des Willens höher standen als Macht und Glanz und äußeres Glück. Die Liebe, die Erasmus Basel entgegengebracht hatte, blieb so nicht unbelohnt.

LITERATUR

Die Hauptquellen, aus denen unsre Kenntnisse vom Leben des Erasmus stammen, sind des Erasmus eigne Werke und insbesondere seine briefliche Korrespondenz. Eine moderne kritische Bearbeitung sämtlicher Werke steht noch aus; wir sind auf die alten Basler und Leidener Drucke angewiesen. Der Briefwechsel ist neuerdings durch das englische Gelehrtenehepaar Percy und Helen Mary Allen (*Opus Epistolarum Des. Erasmi*, Oxford von 1906 an; bis jetzt sind 8 Bände erschienen; der Rest, etwa 3 Bände, sollen in den nächsten Jahren herauskommen) meisterhaft herausgegeben worden. Die in Verbindung mit der Herausgabe der Korrespondenz von P. und H. M. Allen geleistete kritische und historische Kommentararbeit, die in den Anmerkungen, Einleitungen und Registern der einzelnen Bände niedergelegt ist, bildet die unentbehrliche wissenschaftliche Grund-

lage für alle moderne Erasmusforschung. Dazu kommen als Primärquellen zweiten Ranges die beiden Darstellungen des Lebens des Erasmus, die aus der Feder seines humanistischen Basler Freundes Beatus Rhenanus stammen (ins Deutsche übersetzt durch Dr. A. Hartmann in «Gedenkschrift zum 400. Todestag des Erasmus von Rotterdam» Basel 1936. S. 11 ff.).

Die besten, das heißt in Detail und Gesamtauffassung richtigsten und am lebendigsten geschriebenen modernen Darstellungen sind: *G. Feugère, Erasme, Paris 1874*; *R. Bl. Drummond, Erasmus, London 1873*; *J. A. Froude, Life and Letters of Erasmus, London 1895*; *J. Huizinga, Erasmus (holländisch 1924; in deutscher Übersetzung von Prof. W. Kägi Basel 1928 und 1936)* und *L. Gautier Vignal, Erasme, Paris 1936*. Wertvolle Ergänzungen bieten 2 Bände von Essays des bereits genannten Engländer Percy Allen. Weniger substantiell, aber leicht lesbar sind folgende Neuerscheinungen: *Christ. Hollis, Erasmus, Milwaukee 1933*; *H. J. J. Wachters, Erasmus von Rotterdam, Amsterdam 1936*; und *St. Zweig, Triumph und Tragik des Erasmus von Rotterdam, Wien 1935*.

Der Basler wird außerdem gern zu Dr. A. Hartmanns Übersetzung des Lobes der Torheit (Basel 1929) und zu desselben Erasmuskenners «Basilea Latina», einer Sammlung lateinischer Texte zur Zeit- und Kulturgeschichte der Stadt Basel im 15. und 16. Jahrhundert (Basel 1931), zu Dr. E. Majors Erasmusschriften und zu H. Trogs Übersetzungen ausgewählter Colloquien (Basel 1936) greifen.

